Pro. gen. 1188/2

~~Lyf. Bll. Dänische. p. 199.~~

P. O. germ 1188

~~Of 5 35 j 9 5~~

<366241468300 12
S
<36624146830012
Bayer. Staatsbibliothek

Ch. Sambach del. A. Kohl sc. V.

RUINEN

DER

VORZEIT.

Zweytes Bändchen.

BRESLAU UND LEIPZIG
bey Wilhelm Gottlieb Korn.
1793.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt

zum

zweyten Bande.

Wildgraf Hugo, Comthur des Tempelherren-Ordens. Geſchichte aus den Zeiten ſeiner Aufhebung. — Pag. 1

Die unglückliche Gräfinn Chateaubriant aus den Zeiten Franz des Erſten. — 87

Die Kryſtallſeherinn. Eine Zaubergeſchichte. — 168

Die Einſiedlerinn. — 189

Wildgraf Hugo,

Comthur

des Tempelherren-Ordens.

Geſchichte

aus den Zeiten ſeiner Aufhebung.

II. Thl.

Akris, die letzte Zuflucht der bedrängten Chriſten im Orient, hatte nun auch, nach einer verzweifelten Gegenwehr, Melech Seraph, der Sultan von Ägypten, ihnen abgerungen; Heinrich floh nach ſeinem Königreiche zurück; der Groſsmeiſter der Templer war gefallen, von fünf hundert ſeiner Ritter, die Wunder der Tapferkeit thaten, entkamen nur zehn auf ärmlichen Barken nach Cypern, unter ihnen, blutend an ſeinen rühmlichen Wunden, der junge Wildgraf Hugo; erſt ſeit wenig Monden trug er den weiſsen Mantel, aber ſchämen durfte ſich nicht

das rothe Kreuz ſein edlez Herz zu decken; er war ein Löwe im Kampf, und würdig an der Heldenſeite ſeiner Brüder zu fechten. Traurig ſahn die einſamen Trümmer der beyden Orden in die Vorzeiten ihrer Gröſse und die blutigen Gefilde ihres Ruhms zurück. Dahin war das Eigenthum ihrer Schwerter; der ungläubige Mond drohte blutig von den Schutthaufen der Städte, die vor kurzem das Zeichen des heiligen Kreuzes in ihrer Schönheit ſegnete; viele ihrer Brüder ſchüttelten ſchmähliche Feſſeln, vollendet trugen die meiſten die Märtererkrone; aber dennoch durften ſie eine ſchönere Zukunft hoffen; wie abgehauene Stämme trieben ſie bald üppiche Sprösſlinge aus ihren geſunden Wurzeln; ganze Scharen ihrer Brüder im Occident flogen auf ihren Nothruf herbey, daſs die abgehenden Schiffe ihre Menge nicht zu faſſen vermochten. Zitternd flohen die Corſaren

ſchon wieder ihre ſtolzen Wimpeln, und die Chriſtenheit ſtützte ſich von neuem auf ihre Schwerter, wie auf den Anker der Hoffnung.

Dennoch zog ſich der Tempelorden mehr in ſeine reichen Beſitzungen nach Europa zurück, und vertauſchte das Felſenlager des Kriegs mit den Eiderdunen der Üppigkeit; nur ſein Groſsmeiſter blieb mit einer beträchtlichen Anzahl ſeiner Ritter im Hauptſitze zu Cypern, bis die päpſtliche Hyäne den unglücklichen Molai in ſeinen unverdienten Kerker lockte. Auch den Wildgraf Hugo hatte die Pflicht als Comthur in ſein deutſches Vaterland zurück gerufen; unwillig folgte er dieſem Rufe zur Unthätigkeit, unwillig, wie ſich der Löwe in ſeine eiſerne Behauſung leiten läſst.

König Wenzel ſtreckte ſein unmächtiges Zepter über Deutſchland; die Fürſten und Edlen hauſten nach Gutdünken

im Reiche, und liefsen unbekümmert seine Majestät das gekrönte Haupt schütteln. Unter ihnen in gewaltigem Ansehen standen die Ordensritter; allenthalben durfte der weifse Mantel sich neben dem fürstlichen Purpur sehen lassen, der im weifsen Wiederschein gar oft erblich; aber das kümmerte den wilden Hugo nicht; sein Schwert und sein Gott waren seine Flammengedanken; zu diesen sich auf Leichen der Ungläubigen einen Weg zu bahnen, wähnte er seine Pflicht, und die Märtererkrone sein höchstes Glück.

Einsam tummelte er sich, von seinen unbefriedigten Wünschen getrieben, in den Wäldern auf der Jagd umher, oder suchte ferner Ordensbrüder auf ihren friedlichen Burgen heim.

Unbekümmert liefs er dann seinem Rosse den Zügel, träumte sich ins Kampfgetümmel für seinen Heiland, und liefs seine gefallnen Freunde in der Glorie ihrer

Heiligkeit ſeine Fantaſie vorüber gleiten. Oft wich er dann vom vorgenommenen Pfade, aber ſein Stand bettete ihm allenthalben ein gaſtfreyes Lager.

Auf einem gleichen Ausfluge irrte er tief hinein in den fremden Wald, wo ihn die Nacht befchlich, die unter den dicht gedrängten Eichenzweigen dunkler umher lag; der Kauz ſang ſein einſames Nachtlied, das jeder Baum zurück zu rufen ſchien; ſchnaubend fuhr der wilde Jäger über den engen Wurzelpfad; der faule Stamm ſpiegelte ſeinen matten Flimmer im Sumpfe, auf dem der tückiſche Irrwiſch umher tanzte; überall ein Gebilde, das die erregte Fantaſie zum Unholde auszumahlen vermag; überall keine Spur eines menſchlichen Weſens. Aber bald führte ihn die Wildban auf eine ebene Straſse, die in gerader Linie die Ausſicht auf den freyen Sternenhimmel zu öffnen ſchien; und ruhiger trabte Hu-

go weiter; immer gröſser und gröſser wurden die Lichter, die ihm Sterne geſchienen hatten; er erkannte deutlich die erleuchteten Fenſter einer Burg, und ritt verwundert durch die offene Pforte. Alles war ſtill, nur aus einem entfernten Flügel der Burg tönte ein Tumult herab, wie das Gejauchze trunkner Schlemmer. Hugo ſtieg unwillig vom Roſſe, und leitete es durch den ſchallenden Hof, an ein von dem Schimmer der Fenſterſcheiben erleuchtetes Pförtchen; kein Knappe fragte nach ſeinen Nahmen; kein Knappe hielt ihm zum Abſteigen zierlich den Bügel, und nahm ihm ſein triefendes Roſs ab. Eine ſteinerne Stiege führte ihn an eine Thüre, die vom leiſen Andruck aufſprang, und einen erleuchteten Saal öffnete.

Überraſcht fuhr der Templer zurück. Auf einer ſchwarzen Todtenbahre lag ein Leichnam; an den Stufen ſeines Sarges

halb ohnmächtig hingesunken eine schwarz gekleidete weibliche Gestalt; über ihr standen zwey Ritter, und legten zum Eide ihre Hände auf den Leichnam.

„Ich Kurt von Steinach schwöre und gelobe dir Felix von Euen, bey dem Leichnam meines Todfeindes, dem Gott nach Gerechtigkeit die ewige Qual verleihen wolle! getreuliche Erfüllung meiner Zusage — diese Burg zum Eigenthum." So sprach der eine Ritter, und die weibliche Gestalt zu seinen Füßen schauderte zusammen.

„Und ich Felix von Euen schwöre und gelobe dir Kurt von Steinach, schwöre, meine Hand gelegt auf das gebrochene Herz deines Todfeindes — so gewiss seine Seele ewig verdammt ist, sollst du als Sponse seine Tochter heim führen."

So sprach der andre Ritter, und die weibliche Gestalt fuhr mit einem lauten Schrey von den Sargesstufen empor.

Hugo griff ans Schwert, und vermochte sich kaum mehr zu halten.

„Nun schöne Dame!" fuhr der zweyte Ritter spottend fort, und faßte sie bey der zuckenden Hand, „hierher zum heiligen Leichnam, und gelobt mir darauf ruhigen Besitz dieser Burg, euerm edlen Sponsen eiserne Treue zu; schwört, oder ihr umarmt statt des mannlichen Ritters den Klapperbein!"

Grinsend zogen sie ihre Dolche, und rissen die Ohnmächtige an die Bahre; aber in demselben Augenblicke stand der Tempelritter unter ihnen; sein Schwert schimmerte im Wiederscheine der vielen Kerzen, wie das Flammenschwert eines strafenden Seraphs; und klirrend fielen die Dolche aus ihren Meuchelmörderhänden.

„Nieder mit euern entweihten Waffen, ihr Buben! oder habt ihr Muth eure zitternden Fäuste gegen mich zu erheben? Immerzu soll ich euer Opfer werden,

ſo wird dieſer Leichnam aufſtehen, und in der Gerichtshalle gegen euch zeugen!"

Geſammelt hatte ſich indeſſen Kurt von Steinach und ſchlug mit dem eiſernen Handſchuh in die klirrenden Scheiben, brüllend nach ſeinen ſchwelgenden Knechten, die im Augenblicke in Haufen herein ſtürzten, und ihre feigen Anführer umringten. Doch immer ruhig ſtand der Wildgraf mit geſenktem Schwerte in der Glorie ſeines Heldenmuths; auf jeden Blick ſeiner Adleraugen zog ſich eine bewehrte Fauſt unter den verbergenden Mantel zurück, bis angeblaſen vom Zorn der beyden Ritter mit einer Flamme, der ganze Haufe auf ihn zuſchlug. Hugo immer mit geſenktem Schwerte, hielt nur mit der Linken das Kreuz auf ſeinem Mantel hoch empor, und ſprach mit einer Stimme, jener gleich, mit welcher am Öhlberge der verrathene Heiland die ſuchenden Knechte nieder warf. „Wagt

euch einen Schritt näher, oder erfrecht euch je wieder, nach dem Heiligthum dieſer Unglücklichen oder dieſer Burg eure Hand auszuſtrecken, und ich ſchwöre euch bey dieſem Kreuz im Nahmen meines Ordens ewige, blutige Fehde, im Nahmen des Ordens, vor deſſen Arm euch nicht das Geklüft der Erde, ſelbſt der Schooſs der Kirche nicht zu bergen vermag!" Und im Nu fielen Dolch und Pike kraftlos nieder, und das Geſindel flog zum Saale und zur Burg hinaus, wie von einem Windſtoſse getrieben.

Ohnmächtig an den Stufen der Bahre lag noch immer das geängſtete Mädchen, als Hugo's Blick auf ſie zurück flog, der die Memmenſcharen verachtend geleitet hatte. Ihre Augen waren geſchloſſen, wie zwey weiſse Blütenkelche, an denen der herab gleitende Thautropfen noch ſchimmend verweilt; ihr Mund war halb offen, und ſchien das letzte Ach noch nicht

vollendet zu haben; wie der Mond ins Gewölke niedertaucht, neigte ſich ihr blaſſes Antlitz in die Hülle des ſchönen Buſens, der nur allein durch ſein Steigen Leben verrieth; ihre Hände waren krampfigt in den ſchwarzen Schleyer verwunden, der von ihrem dunklen Gelocke herab ihre ganze Geſtalt umhüllte. So ſah ſie Hugo, ſchön wie eine ſchmachtende Almanſuris, von dem Zauberpinſel einer wielandſchen Fantaſie geſchaffen; aber der eine Gedanke, der in einem ſolchen Ritterherzen auffteigen konnte, konnte nur der — zur Rettung ſeyn. Haſtig rief er um Hülfe, die zwey ſchwarz gekleideten Frauen ihrer anſcheinenden Gebietherinn zu leiſten eilten, welche ſie weinend in ihr Kämmerlein brachten.

Noch ſtand der Templer, in Ahndungsgefühlen verſenkt, allein im dunkler werdenden Saale, als ſechs Knappen, ſchwarz gekleidet, wie die Frauen, ſchweigend

hinein traten, feyerlich die Bahre auf ihre Schultern nahmen, und von ſechs andern mit Fackeln geleitet, hinaus trugen.

Der Templer folgte langſam dem Leichenzuge zwey breite ſteinerne Stiegen hinab in ein finſteres Gewölbe, wo die Knappen ihre traurige Laſt abſetzten, ihre Fackeln auslöſchten an des Gewölbes Stufen, und ſchaudernd von dannen ſchlichen.

Nun war ſich Hugo erſt ſelbſt überlaſſen, um mit den dämmernden Gegenſtänden um ſich her vertrauter zu werden; er ſah ſich in einer Familiengruft, die eine in ihrer Mitte herab ſchwebende Ampel mondlich beleuchtete. Über der Pforte ſchien ein ſteinernes Wapenſchild, der verheerenden Fauſt des Knochenmannes trotzen zu wollen, deſſen Opfer in ähernen Truhen, in den grauen Pfeilern umher lagen. Willig nahm hier die

Hausfrau ihren alten Platz an der Seite ihres Gemahls ein, den aus ihrem züchtigen Ehebettlein der feindliche Knöchler raubte; willig besuchten hier die Kinder ihre guten Ältern, die ihre freundlichen Lehren mit der letzten wichtigsten — dass alles endlich sey! — durch ihr Dahinscheiden besiegelten; willig rückte hier die Jungfrau tiefer in ihr Blind, ihrem holden Sponsen Platz zu machen, in dessen Arme sie im Leben nicht schlafen ging. Alles war so still, so heimlich, dass fast das Weben der Spinne vernehmbar war, die an den vergoldeten Zierathen ihre Fäden spann; hörbarer nur pickte die Todtenuhr in einem alten Sarggestelle.

Inniger fühlt nie ein Herz seine schöne Bestimmung, als am Lager eines Sterbenden, oder in der stillen Behausung der Abgeschiedenen; freundlich naht uns dann der Gedanke des Todes, wie eine geliebte Jungfrau; wie der Gedanke an

den Herbst, unzertrennlich von dem eines schönen Frühlings. Vergebend und versessend wollten wir über der Bahre unserm Todfeinde die Hand reichen, brüderlich die ganze Menschheit in einem Bettler umarmen, und mit willigem Herzen unserm Nebenbuhler die Geliebte zum Brautkusse zuführen. Wäre die leidige Gewohnheit nicht; wir müssten an den Särgen unsrer Brüder vollkommene Menschen werden! aber — gelassen schüttelt der Arzt sein weises Haupt, wenn der stockende Kreislauf des Bluts sich seinem prüfenden Finger verräth; ruhig hält der Priester den brechenden Augen das Bild des Gekreuzigten vor, und singend scharrt der Todtengräber seinen Bruder in den kalten Gottesacker. Nichts ist so schrecklich, was uns nicht lieblich, nichts so reizend, was uns nicht gleichgültig werden könnte. Darum singt die Nonne zufrieden hinter ihrem Gitter;

darum gefällt sich selbst jedes Gesicht, wenn's auch beym ersten Blick in den Spiegel das Loos des Basilisken erfahren sollte; darum würde die Rose nicht das Blümlein der Liebe heissen, wenn sie das ganze Jahr blühte — darum der Nachtigall Lied nicht bezaubern, wenn es alltäglich sich hören liesse. — O Herz, o Herz, wie oft bist du selbst deiner Vervollkommnung entgegen!

Hugo's Geist flog hoch empor über Sarg und Gruft; ihm sagte das ruhige Klopfen seines Herzens, dass er wohlgemuth seinem Richter entgegen treten könnte, wenn in dem Augenblicke, diese Gruft die seinige geworden wäre. Halb träumend war er an einen Pfeiler gesunken, da schlich rauschend etwas an ihm vorüber; er ermannte sich, und erkannte das trauernde Mädchen, welches ihn anredete. „Herr Ritter! obwohl ich euch hier unter den Todten nicht vermuthete,

so empfangt dennoch auch hier meinen herzlichsten Willkommen, so herzlich, wie man ihn nur Gästen biethen kann, in welchen man im Augenblick ihres Eintritts seinen Schutzengel erkennen muss. Lasst euch nicht befremden, mich hier zu sehen; wähnt auch nicht in einem ähnlichen siechen Zustande, als jener war, in dem ich bewusstlos euch verliess. Ich trage hier nur meine Schulden ab; die Tochter will Abschied nehmen von ihrem guten Vater!"

So sprach die Trauernde, und kniete nieder am neuen Sarge. Eine feyerliche Stille, in welcher der Vatergeist herab schwebte, seine Tochter zu segnen. Langsam athmete die Kniende; hinter ihr noch am Pfeiler lehnend stand der Templer in so gewaltsamer Rührung, dass die Räder in den Sporen klirrten; bis sie sich wieder erhob, und mit heiterem aber noch thränenfeuchtem Gesichte auf ihn zukam;

freundlich nahm sie ihn bey der Hand, nöthigte ihn zum Niedersitzen auf eine der Truhen, und sprach mit sanftem Lächeln, als er sich, sie anstaunend, weigerte:

„Lasst euch auch das nicht wundern, edler Ritter, dieser Aufenthalt ist mir vertraut, — er ist mein Putzgemach! — Bescheidenheit und Keuschheit acht' ich der Jungfrauen schönstes Geschmeide, und beydes glaub' ich — lächelt nicht, Herr Ritter — dieser Gruft zu verdanken zu haben. Hier, belehrte mich mein Vater durch die Geschichten hier schlummernder tugendsamer Weiber; hier sieht sich die Eitelkeit nur im Hohlspiegel der Sterblichheit, und fährt vor ihrem verzerrten Conterfät erschrocken zurück; hier scheitert so bald jeder stolze Wunsch an den ähernen Ecken der Särge, und jedes Gelüste erstirbt, wie jene Ampel, wenn ihr das Öhl ausgeht; darum weilte ich auch hier so oft, wie die Hoffräu-

lein in ihrem ſpiegelreichen Cloſett, und darum vergönnt mir, euch hier mit einem Mädchen bekannter zu machen, das ſchon eure Schuldnerinn ward, eh' euch ihre Augen erblickten."

Erwartend ſetzte ſich der Templer an ihre Seite auf die Truhe, und ſie begann von neuem: „Schon meiner Ältern Urvater bauete von den Schätzen, die er von Bouillons glücklichen Kreuzzuge heim gebracht hatte, dieſe Burg. Nicht in den Thränen ſeiner Eignen ward der Mörtel zu ihren Mauern geknetet; kein Fluch rüttelte ſchon in ihrer Grundlage an ihren mächtigen Pfeilern; friedlich vererbte ſie von Sohn zu Sohne, bis auf meinen Vater Udo, nach dieſer Burg der Aarheimer genannt. Neidiſch ſahen aus ihren Felſengeniſten die benachbarten Raubritter auf ihn herab. Ein edles Weib lag an ſeiner Seite; ihr ward aber nur die Freude, ein Töchterlein in mir zu

umfaſſen; nach einem Jahre ging ſie ſchlafen zu den Verwandten ihres verwitweten Gatten — dort der himmelblaue Sarg, deutend auf ihre Treue, mit den ſilbernen Englein, iſt ihr Ruhebettlein. — Kein Sohn ſtützte des alten Udo's ſchwindende Kräfte, bedeckte ſein ergrauendes Haupt mit dem Schilde der Liebe, und muthiger pochten die Raubritter. Laſst den alten Aar, dachten ſie, nur erſt ſchwächer die Flügel hängen, wir wollen ſein Neſt ſchon gewinnen! Das ahndete mein Vater, ach, nur zu wahr. Adeliſa! ſprach er zu mir, du muſst mir einen Sohn geben, der mein Eigenthum vor den Wölfen ſichre; laſs deinen jungfräulichen Schleyer nach den Edlen des Landes fliegen, ſieh zu, wer's verdiente, das Lager mit des alten Aarheimers Tochter zu theilen! Oft kümmerte ſich der Greis, wie ſein edler Eidam ihm dankbarlich für ſeine Tochter die Hand

küſſen, und zu Schutz und Trutz vor ihm da ſtehen würde feſter, als die Mauern ſeiner Burg; wie er einſt ſeinen Enkel mit hölzernen Schwertern die Waffenkunſt lehren, und ihn ſorgſam im Schloſshofe auf einem ausgedienten Gaule umher leiten wollte."

Hier hielt Adeliſa ein, und ſchien gewaltſam ein aufſteigendes Geſtändniſs zu bekämpfen; nach einer langen Pauſe, in welcher ſie ihr groſses thränenvolles Auge auf den Särgen gehäftet hielt, als wollte ſie von ihnen Verſchwiegenheit lernen, fuhr ſie leiſer fort: „Das waren Träume! er drückte keinen Tochtermann in erneueten Vaterfreuden an ſein immer langſamer ſchlagendes Herz. Der Steinacher ritt ſich die Sohlen an den Bügeln durch, mich zur Sponſe zu erwerben; aber mit Abſcheu wendete ich mich von dem Rittersmann, dem der Ehrenhold ſchon längſt, zur wohlverdienten Strafe

ſeiner Räubereyen, ſein Wapen zerbrochen hätte vor die Füſse werfen ſollen, und mein Vater verboth ihm die Burg. Ergrimmt in ſeiner unglücklichen Liebesflamme und ſeinem aufgereizten Stolze, ſchwor er meinem Vater heimliche, tückiſche Fehde, und beſchlich einſt um Nachtzeit — es war die Nacht nach Sanct Veits Tage, die ich nimmer vergeſſen werde — mit ſeinem ſchändlichen Spieſsgeſellen dem von Euen, unſre Burg. Vergebens ſetzte er ſchon, triumphirend in ſeiner Rache, den Fuſs über die erſtiegene Mauer; mein Vater ſtand mit einem fremden Ritter, erſt unlängſt aus Palläſtina gekehrt, ſchon ſein gewärtig." Wieder eine Pauſe, in welcher ſo gar beym Flimmer der Lampe ihr Erglühen ſichtbar wurde. „Blutend ward er zurück gewieſen, mit der kränkenden Überzeugung, ſo lange der alte Aar nur noch eine Klaue rühren könnte, ſein Neſt nie

ſein nennen zu können. Aber — verwundet wurde mein Vater leblos vom Kampfplatze getragen, und den fremden Ritter — — ſahn wir nicht wieder! — Mein Vater lebte nicht mehr ganz auf, nach Jahresfriſt neigte er, ausgemergelt von den Folgen ſeiner Wunde, ſein graues Haupt in die Grube, ach, und lieſs mich hülflos mir allein zurück. Den Abend ſeiner Beyſetzung in dieſe ſeiner Väter Gruft, begehrten zwey Ritter eingelaſſen zu werden, mit ihrem Trauergefolge, um, wie ſie ſagten, ihrem alten Freunde die letzte Ehre erzeugen zu helfen. Die Schändlichen! — es war der Steinacher mit ſeinem Raubkunpan. Verkappt ritten ſie ein und friedlich; ihre Knechte ſollten meine Getreuen im Trauerwein um ihr Bewuſstſeyn bechern, indeſs ſie gingen, ihren teufliſchen Bund mit einem frevelnden Eide zu beſiegeln, und mir in der Angſt Abtretung der Burg

und mein Jawort zu erpreſſen; ſie fanden mich bald beym theuern Leichnam, und waren im Begriff, ihr Vorhaben zu vollenden, als ihr, mein Schutzengel, die ungerechte Sache mit einem Worte nieder warft, und mit euerm und eures Ordens Anſehn ſie auf immer verſcheuchtet. Sie flohen davon durch die Pforte, die ſie wohlbedächtig auf jeden Fall beyzeiten geöffnet hatten. — Empfanget nochmahls meinen Dank, edler, edler Ritter! nicht für mich — mit meinem Leben konnte ich weniger verlieren, als ich in meinen Blüthenjahren ſchon verlor; — für den Leichnam meines Vaters, den ihr den Klauen der Buben entzogt, für die Geiſter dieſer friedlichen Burg, die euch gewiſs nun alle ſegnend umſchweben, edler Hugo! — Erſchreckt nicht, daſs ich euch kenne, Herr Wildgraf, und vollendet eure Groſsmuth mit der Gewährung meiner Bitte. Forſcht nie,

woher ihr mir bekannt ſeyd! — Adeliſa von Clarheim zählet die Tage, als ihr mir es wurdet, unter die glücklichſten Tage ihres verſiegenden Lebens."

Hugo öffnete den Mund zu einer Frage, wahrſcheinlich einer Sünde gegen Adeliſa's Bitte, die er ihr mit einem Händedruck gewährt hatte, aber ſchnell fiel ſie ihm ein, ihn an ſeine Ruhe erinnernd, indem die Nacht bald zu Ende war. Traurig ſah ſie ſich noch ein Mahl im Todtengewölbe um, und zog den Ritter die Treppe hinauf. Immer feſter und feſter ſchmiegte ſich ihre Hand in die ſeinige, immer langſamer und langſamer gingen ſie nah an einander durch die Bogengänge. Traulich nickte der Mond durch die runden Fenſterſcheiben; leiſe ſchlich der Schall ihrer wankenden Tritte die Gänge hinan, Hugo rief: „Adeliſa!" Ein feuriger Kuſs glitt über die Wange auf ſeinen Mund. „Ritter!" rief ſie, und verſchwand in

eine hinter ihr zuſchlagende Thür. „Adeliſa!" ſeufzte Hugo, und drückte ſeine brennenden Lippen an die kalten, kalten Steinpfoſten der Thüre.

Wenig Schritte ſchlich er weiter, als ein wartender Diener ihm ſein Kämmerlein anwies, wo ein freundliches Bettchen ſich ihm umſonſt entgegen blähte. Bewuſstlos warf er ſich in einen Seſſel, und drückte im wachen Traume ſeine ermatteten Augenlieder feſt zuſammen.

Schon glitt der erſte Morgenſtrahl durchs kleine Fenſter, erröthend wie die Braut, im ſonſt einſamen Kämmerlein, beym Erwachen einen Mann zu finden, als der Templer ſeine Augen wieder aufſchlug, um die Sonne zu verwünſchen, daſs ſie ihm nicht ſo ſchön leuchtete, wie der nächtliche Mond; unmöglich war's ihm in dieſem Gefühle, das die Welt zu erringen vermag, zwiſchen vier Mauern zu athmen; er muſste hinaus ins Freye,

und ſein Fuſs taumelte unwillkürlich in den Burggarten. Linden, die ſo freundlich an die Ruheſtätte des Gottesackers unter ihren Schatten erinnern, ſchlangen ſich hier traulich in die vaterländiſchen Eichen; in undurchdringlichen Wänden webte ſich der Epheu um ihre Bruderſtämme, und kroch über den einſamen Pfad.

Noch drang kein Sonnenſtrahl durch das dichte Laubdach, und die laut flatternden Vöglein ſchienen, ihren Geſang verſparend, ihn ungeduldig zu erwarten.

Wie aus den Hallen der Engel tönte durch die Dämmerung, von einer Harfe begleitet, eine melodiſche Stimme, und beflügelte Hugo's Schritte; aber wie ein Blindgeborner beym erſten Anblicke der Sonne zuſammen ſchaudert, beyde Hände feſt an die vergehenden Augen drückt, und ſie doch immer wieder lüpft, um durch ſein neues Gefühl zu genieſsen, ſo ſtand der Templer am Ausgange des

Pfades, der sich düster durch die ernsten Baumgruppen ans schönste Ziel wand.

Jüngling! hast du je irgend wo mehr gefunden, als du wohl zu finden glaubtest; fiel schon je der Kranz, der kühnste Preis deiner Wünsche, dir aufs Haupt, eh du die Hand nach ihm auszustrecken wagtest? Jüngling! kennst du den Zauber der Überraschung? — so wirst's du dem Templer vergeben, wenn er wähnte, in Gottes Paradies versetzt zu seyn. Er erwartete einen Obstgarten, wie ihm das deutsche, stiefmütterliche Klima gewähren kann, und fand die italiänische Schönheit in ihrer ganzen Fülle vor sich ausgegossen.

Die Sonne schien sich an Glanz auf den ganzen Tag erschöpfen zu wollen, um mit ihrem ersten Strahle dieses Paradies zu verherrlichen. Ein betäubender Orangenblüthenduft wehte fast sichtbar im wollüstigen Lüftchen umher, das den Thau,

wie den Goldregen der Danae, von den ſchmaragdnen Blättern ſchüttelte, der im blumenreichen Raſen in einen Regenbogen zerſtob. Innig regte ſich — ein Bild der Ehe — der prächtige Traubenſtock an dem ſilbernen Maulbeerbaum, und ergoſs ſich in üppigen Feſtonen von ſeinen Äſten herab; errötbend ſchlang ſich der Roſenſtrauch — ein Bild der Liebe — in die bedeutende Myrtenlaube, welche die Sängerinn umdämmerte, die ein überirdiſches Weſen zu ſeyn ſchien. Schimmernd, wie die Milchſtraſse, ſchwamm das weiſse Gewand an ihren Hüften herab, und ſchmiegte ſich unwillig in den Gürtel unter dem ſchnellwallenden Buſen. Ohne Bewegung waren ihre Arme an der Harfe herab geſunken, deren Saiten zitternd noch die vertönten Melodien zu wiederhohlen ſchienen. Hugo ahndete, es ſey Adeliſa, aber ſo ſchön hatte er ſich die Trauernde nicht geträumt; er hätte nicht

vermocht, einen Fuſs zu heben, und wär mit Einem Tritte der ungläubige Mond zertrümmert geweſen.

Küſſend flog der Schmetterling um die Blüthendiademe der Bäume; lauſchend badete die Nachtigall ihr graues Gefieder im träufelnden Thaue, und das Mädchen ſang:

Wie die Engel Gottes, ſchweben
Träume nieder, wunderhold,
ſchweben hin und her und weben
ſich ein Kleid aus Morgengold.
Mich beſuchet ein Gebilde,
wie der Bräutigam die Braut,
ſtrahlender in ſeiner Milde,
als der Tag, der aufs Gefilde
ſeinen Morgenſegen thaut.

Ach mit Epheurankentreue
hängt mein Geiſt am lieben Bild,
das in Frühlingshimmelbläue
mir die ganze Schöpfung hüllt;

Allem Irdiſchen entflogen,
kämpft mein Herz dem Traume zu,
wie zum Mond des Meeres Wogen,
unaufhaltſam hingezogen
aus des Perlenbettes Ruh.
Und in liebevolle Stanzen
haucht mein glühendes Gefühl
laut ſich aus; die Finger tanzen
leichter hin am Saitenſpiel;
meine Seelenwünſche ſteigen
wie der Weihrauch vom Altar,
und die Myrtenzweige neigen
liſpelnd ſich herab und beugen
ſich zum Kranze in mein Haar. —

Erſchöpft war die Sängerinn wieder zurück geſunken; durch das wehende Laub fiel ein Sonnenſtrahl, wie eine Heiligenglorie auf ihr erglühendes Antlitz. Sichtbar ſtieg ein Seufzer ihren ſchwellenden Buſen hinan.

Hugo fühlte den Kuſs im Mondlichte,

und lag in ihren umfaſſenden Armen. Sprachlos ſuchte ſich Mund und Mund. Tauſend Mahl ſchienen ſich die Arme vervielfältigen zu wollen, ſich tauſend Mahl umſchlingen und umweben zu können. Verrätheriſch rollten groſse Thränen aus ihren unſtäten Augen in die Flammenwogen ihres Buſens. „Ludwig! Ludwig!" ſeufzte ſie von küſſenden Lippen; und erſchrocken fuhr Hugo aus ihren Armen; wild ſah er aufs Schauſtück an ſeiner Halskette und auf das Kreuz ſeines Gewandes. „Heilige Mutter Gottes!" ſchrie er, und ſtürzte von neuem ſinnlos zu Adeliſa's Füſsen. „Was bin ich für ein Satan, einen ſolchen Himmel vernichten zu wollen!"

Wie im fürchterlichen Lichte eines Wetterſtrahls, fand Adeliſa ſich ſelbſt wieder aus ihrer unſeligen Täuſchung, und ſchauderte mit dem Wunſche zuſammen, auf immer ihre Augen ſchlieſsen zu können. Noch war ihr Gürtel ungelöst,

aber das Bewufstſeyn unentweihter Heiligkeit konnte ihre Unſchuld nimmer wieder gewinnen.

Mit einem Blicke, halb ſtrafend, halb verzeihend, auf dem knienden Ritter, ſtand ſie da, wie Gottes gekränkte Barmherzigkeit; eh ſie noch Worte fand, ſprang ſchon der Wildgraf entſchloſſen auf. „Adeliſa!" ſprach er, „ſchöne, heilige Blume! dich um Vergebung bitten zu wollen, hieſse deine Güte miſsbrauchen. Du kannſt mir ſo wenig, als ich mir ſelbſt, vergeben; aber vergiſs! Wiederſehen wirſt du mich in dieſem Leben nicht mehr; ſtrafend wird an meinem Herzen dieſer Makel meiner Ritterehre nagen, wie der Roſt am ungebrauchten Schwerte!"

„Tempelritter!" erwiederte die Jungfrau; „wollt ihr den Frühling verklagen, daſs ſein Hauch mit der Blüthe die Raupe hervor bringt, welche ſie zernagt? wollt ihr euer Herz verklagen, daſs es

mit der Liebe, auch den Wunſch zu genieſsen erzeugte? — Hugo, ſey Mann! du verdienſt es zu ſeyn — du biſt groſsmüthig; oder ſoll ich dir für nichts anrechnen, daſs ich jetzt troſtlos gegen mich ſelbſt wüthete, wenn deine Tugend nicht erwacht wäre? Willig, edler Mann, verdank ich dir meine Unſchuld; du haſt dieſs Geſchenk keiner Undankbaren gebracht. Wieder ſehen müſſen wir uns nie! — darum leb wohl für dieſes Leben. Dieſer erſte reine Kuſs ſey mein Schwur, mit dem ich mich zu deinem Schutzengel weihe. — Wenn einſt eine verborgene Hand eine Gefahr von dir abwendet, dann bin ich dir nahe; wenn eine leiſe Ahndung dich warnt, wenn längſt ſchon der Grashügel über mir weht, dann iſt mein Geiſt bey dir, vielleicht in der Geſellſchaft noch eines andern. Gott mit dir!" — Langſam verlieſs ſie das zu trauern ſcheinende Paradies; eingewurzelt ſtand der

Templer, und ſtarrte ihr nach, nur noch einen Blick aufhaſchen zu können, aber vergebens, ſie ſah ſich nicht um, und verſchwand in den dunkeln Lindengang. Hugo wagte nicht mehr, nach ihr zu fragen, als er in die Burg zurück kam; forderte von den verwunderten Knappen ſein Roſs, und jagte mit klopfendem Herzen zur Pforte hinaus, oft noch zurückblickend, wie der erſte Menſch nach dem Wohnſitz der Freuden, aus welchem der Zorn ſeines Schöpfers ihn geiſſelte.

Wir lachen, wenn der Knabe die ſchöne bunte Brücke des Regenbogens am Ende der Wieſe zu erreichen hofft, und läuft und läuft bis an den fliehenden Waſſerwolken ihre letzte Farbe verflimmert. Warum lachen wir nicht auch, wenn der Weiſe nach unbegrenzter Einſicht, der Held nach makelloſem Lorber und der Biedermann nach eiſerner Treue angelt? warum lachen wir nicht auch,

wenn der gechrisamte Sterbende schon mit der Todtenkerze die Krone mit der Palme, und eine Ewigkeit voll unthätiger Freuden zu erhalten wähnt; oder der Liebende sicher unter dem Schleyer der keuschen Venus Urania sein Liebchen zu küssen glaubt, wie der lieblich schwärmende Plato seine Archanastris küsste, indess die paphische Göttinn schon den Nepente ihrer heimlichen Seligkeiten für ihn mischt. Wunderbar treibt die Täuschung, als Tyranninn unsrer menschlichen Beschränktheit ihr muthwilliges Spiel. Ixion umarmt für seine Juno — eine Wolke, und Donamar für seine herrliche Gabriela-Francisca eine buhlerische Lauretta von Wallenstät.

Ein Herz wie Hugo's, so theilnehmend, so gut es schlug, war dennoch wahrer Liebe nicht fähig; im stürmischen Meere spiegelt sich nicht das blühende Ufer; der Fels erzeugt Erz, aber keine Blumen.

Was den Templer an das Mädchen zog, war Täuſchung; er wähnte in den Armen der Liebe zu finden, was er auf dem Schlachtfelde ſuchen muſste — er hielt für Liebe, was Drang nach Thaten und der Märtererkrone war. Der Ausruf Adeliſa's — mein Ludwig! den er allein ihrer Bewuſstloſigkeit zugeſchrieben hatte, rief jene Zeiten der Ehre, rief ſeine Kämpfe auf Paläſtina's heiligem Boden in ſeine verloſchne Erinnerung zurück. Ludwig hieſs der Bruder ſeines Herzens und ſeiner Waffen, Ludwig von Unruh; unverbrüchlich hatten ſie ſich geſchworen, auf das heilige Evangelium, nimmer in Biederſinn und Tapferkeit, nimmer in Pflicht und Eid zu wanken. Darum erſchütterte der Gedanke ſeines nahen Meineides den Templer ſo mächtiglich, darum ſah er ſo wild auf das Schauſtück an ſeiner Bruſtkette — es war ein Unterpfand ihres Schwurs — und das

Kreuz auf dem Gewande — es war das Zeichen ſeiner Pflicht. Ludwig von Unruh fiel an ſeiner Seite am blutigen Tage, der Akris den Händen der Gläubigen entriſs; ſelbſt kaum entrinnen, konnte Hugo ſeinem einzigen nicht ein Mahl die letzte Pflicht erweiſen; er muſste ſeinen heiligen Leichnam dem grauſamen Muthwillen der Sieger Preis geben. Ob Adeliſa's Empfindungen Liebe waren, kannſt du nur ſelbſt errathen, gefühlvolles Mädchen! Ob du recht rietheſt, erfahren wir vielleicht an ihrem Sterbelager; dort, wo die Wahrheit nicht erröthet, und ſelbſt Mädchenherzen ſich enthüllen.

Ohne den Zweck ſeiner Reiſe weiter zu verfolgen, kehrte der Templer in ſeine einſame Comthurey. Unbeſucht blieben ſeine fernen Ordensbrüder. Wie der wilde Jäger zog er in ſeinen Forſten umher; ſtürmiſch, faſt grauſam, war er in Ausübung ſeines Weidewerks, indem ſei-

ne Fantaſie nicht ſelten den räuberiſchen Wolf, oder die tückiſche Hyäne in Saracenen verwandelte. Aber mild und gaſtfreundlich war er daheim; kein Ritter zog hier vorbey, der ihm nicht zuſprach, und ihm wacker auf Wiedereroberung des heiligen Landes Beſcheid thun muſste, aus Bechern, deren jeder mit Conterfäten glorreicher Thaten in Paläſtina, verziert war. Kein Pilger wanderte vorüber, der nicht mit gelabtem Muthe und gefüllter Kürbisflaſche ſeine wirthlichen Hallen verlieſs. Deutlich ſtand auf dem Geſichte jedes Dieners geſchrieben, ohne daſs eine prahleriſche Anſchlagtafel es predigte: Selig ſind die, die den Hungrigen ſpeiſen, und den Nackenden kleiden; denn der Herr wird ihnen zahlen ihre Speiſen, und ſie kleiden in ſeine Herrlichkeit!

Nach zwey Jahren, die er einſam, wie ein Klausner verlebte, fragte einſt

des Nachts ein verkappter Reiter nach Hugo dem Wildgrafen und Templer, an ſeinem Burgthore; gab dem Pförtner haſtig ein Brieflein, und jagte eben ſo haſtig wieder von dannen.

Des Briefleins Inhalt war, daſs ein Ritter des deutſchen Ordens, einen Plan ergrübelt habe, den in Paläſtina eingeniſteten Ungläubigen wieder anzukommen. — „Euch allein, edler Hugo, konnt' ich dieſs Opfer bringen, eine ferne Burg zu verlaſſen, um mit euch meine Träume zu verwirklichen. Im Nahmen der heiligen Wundmahle deſſen, für den ihr geblutet, und der auf euer Schwert hofft, die verfluchten Heiden zu vertilgen! laſst mich nicht umſonſt auf euch gehofft haben. Im Zwielichte erwart' ich euch, am erſten Scheidewege gen Mainz."

„Der euch ein paſſendes Stücklein zu dem beyliegenden Splitter des heiligen Kreuznagels zeigt, iſt der Ritter, der vor

Verlangen brennt, ſich euch mündlich zu nennen."

So bedächtlich auch jedem andern der verkappte Reiter, der ungewöhnliche Ort und die ununterzeichnete Häuchelſchrift geſchienen hätte, ſo war dieſs vielleicht Hugo'n nur noch erwünſchter, weil Gefahr zu ahnden war. Sein Lieblingsgedanke wurde geſchmeichelt, und ſein Zutrauen mit Religion beſtochen.

Als die Sonne, vom weichenden Gewölke verrathen, ſich kaum neigte, flog er ſchon die Straſse gen Mainz hinan, die im undurchdringlichſten Walde das innerſte Heiligthum der Nacht zu ſeyn ſchien.

Dunkler, immer dunkler ſchlich der Pfad um die hundertjährigen Stämme, nur dann und wann durch die Funken des an den Steinen ſtolpernden Roſshufes ſichtbar gemacht. Oben in den Wipfeln ſauste der Sturm, und ſchüttelte von den rauſchenden Äſten Ströme von Re-

gen. Es ſchien eine Nacht zu Verrath und Mord, aber nicht zu herzlicher Ergieſsung zu ſeyn. Hugo hielt ahndungslos und erwartungsvoll auf dem benannten Scheidewege; kein Ritter kam. Ein ſchnopernder Hund bäumte ſich winſelnd an ſeinem Roſſe empor; aber kein Ritter war zu hören.

Bald darauf vernahm er unfern das Bellen des Hundes, und die keuchenden Tritte eines eiligen Flüchtlings, hörte das Schnappen einer Armbruſt, und einen Schrey, der in ein unverſtändliches Winſeln ſich verlor. Lange noch lauſchte der Templer nach der Seite, wo der Schall herkam, als ſchon alles wieder ſtill war; ein langſamer Schauer rüttelte ihm alle Glieder zuſammen, daſs ſeine Füſse aus den Bügeln glitten; das Sterbegewinſel ſchien ihn wie ein Wirbelwind zu umkreiſen, und unwillkürlich gab er ſeinem bebenden Roſſe die Sporen.

Nicht lange jagte er umher, als durch die triefenden Baumzweige ſich ihm eine kleine Hütte verrieth. Aus einem kleinen Fenſter ſtrahlte der einladende Schimmer eines Kaminfeuers; Hugo ſprang vom Pferde, und ſah am Feuer ein ländlich gekleidetes Mädchen ſitzen, welches leiſe ſingend am Rädchen ſpann. Oft glitt ihr der Faden aus den weiſsen Fingern; oft erhob ſie ihre Stimme, und ſang von Seufzern unterbrochen wieder weiter.

Aber da im Kriegsgeſchmeide
ſtand der fromme Ludewig,
auf das weiſse Kreuz am Kleide
feſt gehäftet ſeinen Blick.

Ausgezohn gen Maſur waren
ſeine frommen Heldenſcharen:
Bruder Robert führte ſie.

Ronai kam, der Schlacht entronnen
Maſurs blutigem Gefild,
ſchwarz ſein eignes Blut geronnen
träufend noch von Helm und Schild:

„Ach, Herr König, laſst euch's klagen,
eure Helden ſind erſchlagen
von der Saracenen Schwert.
Kaum erklang vor Roberts Ohren
Schwert- und Lanzenſchlag, als ſchon,
ſchon der Eid, den er geſchworen
mit dem erſten Pfeil entflohn.
Ach, er lieſs, Trotz unſerm Warnen,
von der Feinde Flucht ſich garnen,
folgend ihrer Ferſen Spur!
Aufgereizt von ſeinem Spotte,
flog der Templer rothe Fahn',
flog der Templer tapfre Rotte
in den ſichern Tod voran;
ihre weiſsen Mäntel flogen,
wie des Meers beſchäumte Wogen
brechend ſich am Felſenſtrand.“ —

Hoch ſchlug dem Ritter das Herz; das Mädchen ſang ein Lied vom heiligen Kriege; ſang die unglückliche Niederlage ſeiner Brüder, des Grafen von Artois

unſeliger Hitze geſchlachtet; länger konnte er ſich nicht lauſchend an der Thür halten, er muſste die Sängerinn grüſsen, und trat in die Hütte; aber das Mädchen ſah ſich nur um, nickte ihm freundlich zu, und ſang wieder weiter.

Und die weiſsen Mäntel flogen,
wie Kometen in der Luft,
unter ihrem Schatten bogen
Hunderte ſich in die Gruft. —
Keine Palm' grünt ihren Siegen!
Ach, Herr König, leblos liegen
eure Tapferſten umher!"
„Lebt mein Bruder noch? Herr Ritter!"
frug der fromme Ludewig,
ſchlug das thränenfeuchte Gitter
ſeines goldnen Helms zurück;
„Lebt er noch? ihr, mein Getreuer!
o bekennt!" — „Herr König, euer
*Bruder iſt im Paradieſ!" —

Mit gerührter, faſt ſchluchzender Stimme ſang das Mädchen die letzten Worte des tröſtenden Ronais, fuhr mit der Hand über die Augen, und ſprang ſchnell auf, den Ritter zu begrüſsen. Seine freundlichen himmelblauen Augen ſahen durch die Thränen, wie das Veilchen durch den ſilbernen Schleyer des Morgenthaues; „Mann mit dem weiſsen Mantel," ſprach ſie, „ſey einem armen Mädchen in ſeiner armen Hütte willkommen!" half ihm geſchäftig ſein Schwert abgürten, und Schärp' und Mantel zum Trocknen ans Feuer breiten. „O du biſt nicht der erſte, dem dieſs Gewand ſo zierlich anſteht! Hab' wohl eher ſchon einen Templer geſehen, wie ich noch klein, ganz klein war; da kam er oft zu meiner ſeligen Mutter, blieb aber ein Mahl aus, und meine Mutter ſagte, er wäre todt. Ich weinte ſehr, aber noch mehr, als die ſterbende Mutter ſagte: Edeltrude! der Ritter war dein

Vater, darum ist er gestorben — ach, und schmählich, schmählich gestorben — eingemauert lebendig! — Jesus! und mein Vater war ein so frommer Mann, hatte eine tiefe Wunde vom heiligen Kriege, gerade in der Seite, wie die Wunde am Crucifix! hu, und lebendig vergraben!"

Schon drängte sich ein Ausruf des Zorns auf Hugo's Lippen; aber der Gedanke an die Harfenspielerinn im Garten, liefs nur einen leisen Seufzer hervor.

In dem Augenblicke trat ein grofser Mann in die Hütte; nafs vom Regen starrten seine schwarzen wilden Haare um die finstre Stirn, wie Gewitterwolken; sein Gesicht verrieth eine schreckliche Beängstigung. Zerrissen war sein grobes Gewand vom Gesträuch, und seine Füfse blutig gestofsen an Steinen und Wurzeln. Ein mifstrauischer Blick weilte auf dem Templer; ein halblauter Gruls folgte spät auf ihn. Seufzend warf er eine Armbrust und

einen Dolch an den Boden, und lehnte ſich düſter ins Feuer ſtarrend, an den Kamin.

„Lieber Bruder Hermann!" redete das Mädchen ihn an; „Noch keine Ruhe? — Hat dir der Erzbiſchof nicht Abſolution zugeſagt, wenn" — — — „Wenn ich einen Menſchen erſchlüge!" ſchrie Hermann; — — „ich hab ihn erſchlagen — und keine Ruhe!" — Edeltrude taumelte erblaſſend zurück. Der Templer hörte wieder das Winſeln im Walde, und griff haſtig nach Mantel und Schwert, die Behauſung des Meuchelmörders zu fliehen, eh' ſein Arm ſich rächend gegen Edeltrudens unwürdigen Bruder erhöbe.

Hermann fuhr beym Anblick des weiſsen Mantels hoch auf. „O Gott, meines Vaters Kleid!" ſchrie er, und lag zu Hugo's Füſsen. „Bruder meines ermordeten Vaters! verlaſs nicht meine Hütte mit dem Abſcheu, den du jetzt auf mich

herab flammſt! haſt du Ohren, ſo verſchlieſse ſie nicht meinem Jammer; haſt du ein Herz, ſo öffne es dem Mitgefühl meiner Höllenqualen! o verſchlieſs es nicht vor mir, wie Gottes Barmherzigkeit! — Ich und meine Schweſter ſind die gebrandmahlten Früchte eines gebrochnen Gelübdes, das unſer Vater über dem erſten, weit heiligeren, dem Gelübde der Natur, vergaſs. Schon war ich in den letzten meiner Knabenjahre, als ſeine Liebe und unſer Aufenthalt ſeinem Orden bekannt, und der beſte Menſch einem tyranniſchen Gebothe geſchlachtet wurde, weil er — ein Menſch war! Der Fluch der Kirche, der auch auf uns fiel, drückte unſre gute Mutter ins Grab, und trieb uns in dieſe Einöde. Hier hauſen wir, wie Nachtvögel, und wünſchen uns bald unſer eignes Sterbelied ſingen zu können. Wurzeln und Regenwaſſer ſind unſre ärmliche Nahrung; zu jagen vermocht' ich

nie — jedes Blut erinnerte mich an meinen Vater. Segnend bewachte ich ſein Andenken, wenn auch die Folgen ſeines Meineides im Fluche der Kirche ſchwer auf uns Unſchuldigen lagen. Ich ſuchte zu ſeiner Tilgung Dienſte unter den Kreuzpanieren, aber ward — verſchmäht; ich ſuchte ehrliches Unterkommen in Gewerken, aber ward — ſchimpflich abgewieſen, und von lautem Spotte in meine Klauſe zurück gepeitſcht. Geſtern lieſs mir der Erzbiſchof vollkommene Abſolution und Tilgung der vererbten Schuld ankündigen, wenn ich — einen geächteten, verbannten Ritter erſchlüge, den ich im Zwielichte am erſten Scheidewege der Straſse gen Mainz finden würde. — Schrecklich kämpfte mein Herz zwiſchen Ruhe und Verzweiflung, zwiſchen Seligkeit und Verdammniſs. Mein Vater erſchien mir im Traume, und befahl mir, durch den Mord ſeine und meine Seele

zu retten; das entſchied den Kampf. Zitternd nahm ich meine noch unblutige Armbruſt, und ſchlich mich an den beſtimmten Ort: ſein Hund verrieth mir den Geächteten, und mich ihm. Wer da? ſchrie er; der Tod! brüllte ich ihm zu; und er floh, ich ihm nach, da blieb er hängen im Geſträuch; ich ſchoſs, und er fiel zuſammen — — — Mein Bewuſstſeyn verlieſs mich; ich ſank nieder; wie ich mich erhohlte, hörte ich kein Sterbegeröchel mehr; nur der Hund winſelte ängſtlich um den Leichnam her. — Einen Menſchen erſchlagen; meines Vaters Seele gerettet; meinen Bann gelöst — und doch — doch keine Ruhe!"

Erſchüttert hob der Templer den unglücklichen Jüngling auf, und fragte ihn ahndend um den Nahmen des Ermordeten.

„Der ward mir nicht genannt," antwortete Hermann, getröſteter durch die

Theilnahme des Ritters: „vielleicht kann euch jener Dolch, den er im Fliehen verlor, mehr ſagen."

Hugo griff ſchnell nach dem Dolche. Auf der einen Seite ſtand: Der Geſchändete dem Schänder! auf der andern: Kurt von Steinach auf Hugo des Templers Tod!

„Adeliſa!" rief er, und der Dolch fiel aus ſeinen Händen. Dankbar umarmte er den Retter ſeines Lebens, und verſprach ihm Schwert und Kreuz. Dahin in Geſchichten der Vergangenheit ſchwand der übrige kleine Theil der Nacht. Wie der Morgen durch die trüben Scheiben zu tagen begann, ritt der Templer heim. Noch denſelben Tag lieſs er die edeln Geſchwiſter in ſeine Burg bringen. Edeltrude nahm den Schleyer im Kloſter der Benedictinerinnen zu Mainz, und Hermann trug noch dasſelbe Jahr das Ritterſchwert.

Indeſſen hatte der tückiſche Papſt Cle-

mens der Fünfte die Grofsmeifter der beyden Orden an feinen Hof nach Poitiers gelockt. Schon bey feiner Thronbefteigung hatte er Philipp dem Schönen von Frankreich gelobt, den Orden der Templer auszurotten. Das hohle Aug des Neides haftete auf feinen unermefslichen Schätzen, und die Furcht brütete mit der Verleumdung den bübifchen Plan aus zum Untergange eines Ordens, dem die Chriftenheit in zwey Welttheilen fo viel zu verdanken hatte, den ein gleichzeitiger Schriftfteller feyerlich für unfchuldig erklärt, und der Kirchenlehrer Sanct Antonin gar canonifirt. Nur zwey Jahrhunderte glänzte, wie Schiller fagt, diefer Orden, einem Meteore gleich, das bald verfchwindet. Schon waren die in ihrem Bewufstfeyn fichern Ritter in ihrer friedlichen Tempelburg wie Mörder und Stadtsverräther gefangen genommen worden vom eigennützigen Philipp, def-

ſen Nachfolger in der Lilienkrone, auf derſelben Stelle, nach vier Jahrhunderten, für den Verrath am eignen Volke, büſsen muſs. Schon wurde der unglückliche Molai mit ſeinen Rittern aus einem Gefängniſs ins andre, aus einem Verhör ins andre geſchleppt, muſste ſeinen edelſten Brüder in den Schmerzen der Folter, die ihnen alle Glieder verrenkte, jämmerlich dahin ſterben, muſste ſeine ſchwächeren Brüder aus Furcht des Todes und der Schande, zu Verräthern am eignen Orden werden ſehn. Laut ſchrie das vergoſſene Blut und ihr gekränktes Herz um Rache an Philipp, um Rache an Clemens, ihren verſchwornen Mördern. In allen Ländern Europens trat man in Frankreichs blutige Fuſsſtapfen; ſelbſt in ihrem Hauptſitze Cypern, legten die Templer die Waffen nieder, die ſie zu ihrer gerechten Vertheidigung ergriffen hatten; nur in Deutſchland lieſs man

sich Philipps scheinbar gerechtes Verfahren nicht blenden. Zwar berief schon im Jahre unsers Herrn 1309 der Churfürst und Bischof zu Mainz die Bischöfe und Edeln zu einem Concilio; aber die Ritter trieben ihr Wesen ungestört auf ihren Burgen, dass ihnen nicht einmahl das Unglück ihrer ausländischen Brüder zu Ohren kam.

Hugo sass unbekümmert in seinem Eigenthum, und einsamer als je; Hermann war sein alleiniger Umgang; denn die reisenden Ritter vermieden nun sorgfältig seine Burg, vielleicht um nicht Theilnehmer zu scheinen an denen den Tempelern aufgebürdeten Lastern, vielleicht um Hugo's Herz nicht zu kränken, oder seinen Zorn nicht zu reizen. Nur unwissende Pilger und unbefangne Minnesänger sprachen seinen gastfreyen Hallen zu, und erquickten ihn noch dann und wann mit Kunde aus dem gelobten Lande.

Gegen über des Ritters Burg, waren auf einem mit Gesträuche bewachsenen Felsengrunde noch die Ruinen eines alten Thurmes sichtbar, dessen halb verfallene Gänge noch oft der Schatzgräber durchwühlte; dorthin ging der einsiedlerische Hugo öfters. Einst an einem hellen Herbstabende fand er dort ein altes Männlein, das wie ein Gnome unter den Trümmern umher trippelte, um die sich traurig flüsternd noch in ihrem Sturze das getreue Wintergrün rebte. Der Strahl des Mondes schlich durch die halb ausgebrochenen Fenster, und webte täuschend mit dem Schatten der Disteln zitternde Leichengestalten, die den Nachtwandler um ein frommes Gebethlein zu ihrer Erlösung zu bitten schienen, und langsam nickte auf den morschen Pfeilern das schwarze Nadelgesträuch, an dem der Glühwurm wie Tautropfen flimmerte.

„He! guter Freund!" rief der Temp-

ler das Männlein an; „warum hier so einsam?" Und das Männlein kehrte sich um, und kam im Mondlichte auf ihn zu. Ein graues Kleid wehte aufgeschürzt um seine wankenden Knie; ein weisser Bart flog wie Schneeflocken um die blosse Brust; die eine Hand stützte sich auf einen Stab, die andre hielt ein Saitenspiel. Hugo erkannte einen Sänger, und both ihm zum Nachtlager seine Burg an; aber das Männlein dankte. „Schlafe lieber," sprach es, „unter Gottes freyem Sternenhimmel, der bricht nicht ein über mir!"

„Sorglicher Alter!" lächelte Hugo, „wo heckteſt du den Gedanken aus, dafs meine felsenfeste Burg über dein graues Haupt stürzen könnte?"

„Sichrer Ritter! schaut doch um euch! hier, wo jedes fallende Steinchen, jedes Lüftchen euch ein *Memendo mori!* zuruft; hier, wo am morschen Gemäuer der

Knöchler ſeine Senſe zu wetzen ſcheint; hier könnt ihr fragen, woher mir der Gedanke an Vergänglichkeit? — Sichrer Ritter, hab wohl eh' ein Gebäude wanken ſehn, deſſen Pfeiler auf dem Grabe des Weltheilands ruhten, das die Fürſten des Auf- und Niedergangs bauten, das tauſend Arme und Schwerter ſtützten, und das dennoch ſtürzt. Des lieben Gottes Sternengewölbe bricht nicht ein; unter ihm will ich ruhiger ſchlafen gehn!"

„Alter, ich faſſe deine Reden nicht! — Sprichſt du von Furcht, ſo ſcheinſt du zu vergeſſen, daſs ich ſie nicht faſſen kann. Auch nicht ahnden ſoll des Ritters Herz, was Furcht wohl ſeyn könne."

„Kommt mit mir!" ſprach das Männlein, und winkte dem Ritter an eine Mauer, wo im Mondlichte ein alter Grabſtein, mit grinſenden Todtenköpfen verziert, ſichtbar war, „Lest die Schrift!" und Hugo las:

Hier ruhen die Gebeine
weiland Wolfgangs von Strauber,
Ritters und Comthurs des Tempelordens,
ſtarb im Jahr unſrer Erlöſung
als wir ſchrieben
eilf hundert und fünf und dreyſsig.
Baute zu ſeiner und ſeiner Nachfolger
Ruheſtätte dieſen Thurm.
Gedenke Menſch, daſs du Staub und
Aſche biſt! — —

„Was ſoll das?"

„Nun ich meinte, Herr Ritter: wird der Templer vergeſſen, kann wohl auch ſein Orden vergeſſen werden; ſinkt eine Mauer ein, kann wohl auch ein Orden ſinken. Schielt mich nicht ſo grimmig an, Herr Ritter, ich will euch ein Liedlein ſingen.

Hatt' ein Ritter einen Schatz,
von des Harzes Zwergen,

Suchte nirgend einen Platz
sicher ihn zu bergen.
Sprach sein Weiblein warnend oft:
„Mußt den Schatz verschließen,
wirst ihn sonsten unverhofft
bald entbehren müssen!"
Aber immer lachte dann
nur der sichre Rittersmann.
Hab' ihn sicher, wie mein Grab,
jeden Dieb betrogen;
denn mit einem Zauberstab
hab ich ihn umzogen.
Dran gefesselt liegt zur Wacht
Lucifer in Banden! —
Aber, ach! noch selbe Nacht
kam sein Schatz abhanden. —
Allzu große Sicherheit
hat schon manchen bass gereut!

„Gute Nacht, Herr Ritter!"

„Guter Alter, ich habe dir das Mährchen wenig zu Danke. Feinde und Die-

be können mir nichts rauben ; täglich nehmen die Dürftigen alles Tragbare mit sich und lassen mir dafür Gottes reichlichen Segen zurück."

„Armer Ritter! habt ihr nichts werthers, als schnöde Münze? tragt ihr *allein* das rothe Kreuz? habt ihr kein Gelübde ausser dem der Wohlthätigkeit? — Der himmlische Bräutigam lohnte die wachsamen Jungfrauen, die ihr Lämplein leuchtend erhielten. Wachsamkeit steht einem Ritter gar wohl an. Gehabt euch wohl!"

Wie ein wohlthätiger Sonnenstrahl leuchtete das in Hugo's Seele, aber wie ein Sonnenstrahl durch Gewitterwolken; er wollte weiter fragen, aber dahin ging das Männlein, und sang:

Mauer, Grab und Nahme sinkt
und das Bischen Nachruhm ringt
mit der Zeit vergebens.

Alle Herrlichkeit verfliegt
und in ew'ge Nacht verſiegt
bald der Tag des Lebens!
Es zerreiſst das Ordenskleid,
das ſo oft der Dürftigkeit
Blöſsen willig deckte;
und der Roſt zerfriſst das Schwert,
das an Chriſti Grab empört
oft die Heiden ſchreckte. —
Brech' der Feind auch meinen Stab,
laſs er ohne Stein und Grab
meine Aſch' bemooſen! —
Immer hin! die Unſchuld ruht
auf des Scheiterhaufens Gluth
ſanfter, als auf Kohlen! —

Gedankenvoll kehrte Hugo in ſeine Burg. Wie die Erſcheinung eines Seligen liebliche Düfte zurück läſst, ſo weilten lange noch in ſeinem Herzen die warnenden Worte des Sängers; er fühlte, daſs ſein Schutzengel Adeliſa ihm nahe

war, und fand sich selig in diesem Gefühle; aber sein Schwert blieb hängen am Pfeiler der Rüstkammer, umwebt von dem bestaubten Gespinste der Mauerspinne. Dem Gott, dem sonst vor des Ritters Füsen das Blut der Ungläubigen dampfte, wallte jetzt die goldne Wolke des Weihrauchs; dem Gott, dessen Nahme sonst durch das Geraßel der Schilde und das Splittern der Helme flog, dessen Nahme das blutige Panier wehte, tönte jetzt der Glocken feyerlicher Gesang, schimmerte jetzt der Priester Festgewand. Die Hand, die das Schwert zur Vertheidigung des gekränkten Ordens empor strecken sollte, spendete den Pfennig der Barmherzigkeit, und zergriff die Blätter des Breviers. Fast vergessen war die Warnung des Herbstabends.

Selbst des Nachts wandelte der fromme Ritter sein Miserere summend, gleich einer abgeschiednen Seele, in den stillen

Gängen ſeiner Burg umher und beſuchte die einſame Kapelle.

Einſt als er erſchöpft vom Nachtwachen ſie verlieſs, und den langen Gang zurück ſchlich, ſtrahlte es licht, wie Feuerflammen um ihn her; vernehmlich rief eine unbekannte Stimme ſeinen Nahmen; Hugo! rief es drey Mahl den Gang herauf. Er blickte zurück; in der geöffneten Kapellenpforte ſtand eine majeſtätiſche, männliche Geſtalt im Gewande des Tempelordens, von einem blendenden Glanze umgoſſen.

„Bruder Hugo!" ſprach die Geſtalt, und winkte mit dem bloſsen Schwerte, „du meines Ordens Stütze, nahe dich, daſs ich dir mit meinem Segen, meinen brüderlichen Befehl ertheile!"

Hingeriſſen von unwillkürlicher Ehrfurcht warf ſich der Wildgraf zu den Füſsen der Erſcheinung. „Was gebeutſt du, Mann meines Ordens? du, meiner

abgeſchiedenen Brüder einer! — Bruder! Vater! hier bin ich — ſegne mich!"

„Ich bin Hugo von Payens, unſers Ordens Stifter! ſchlicht und feſt waren unſre erſten Kleider, wie unſre Zeiten; unſer Arm ſuchte die Pilger, und geleitete ſie ſicher an die Schwellen des heiligen Grabes; unſer Gotteshaus war das Sternengewölbe, unſre Prediger waren unſre eignen Sitten; unverwendet hingen unſre wachenden Augen am gelobten Lande. Meine Söhne hüllen ſich in Sammet und Seide; bettelnd muſs der Pilgerſtab an ihre verſchloſsnen Pforten klopfen; Erz und Stein umſchränken ihren Altar, wie Formeln ihre Gebethe; ihre Augen hängen an ihrem unthätigen Mammon. Ausgeſchloſſen ſey ihre ſorgloſe Üppigkeit von meinem väterlichen Segen! aber dich, du Mann deutſcher Art, dich, du Mann nach meinem Herzen, ſegne ich mit dem Segen der Kraft; mit dem Se-

gen, den Jehova über die werdenden Wetter ſprach. Dein ſchönes Leben, ſey das heilige Keimen einer Blume — zur Vollkommenheit! ſey der Anker deines Ordens. Erröthend ſpiegle ſich deine gerettete Brüderſchaft in dem Himmel deiner Seele, und ſchwöre von neuem ſeinen entweihten Schwur, tapfer zu ſeyn, wie du, fromm und ſchlicht zu wandeln, wie du, ein Spiegel der geiſtlichen Ritterſchaft!"

„Heiliger Meiſter, gebeut! ich fühle mich ſtark, wie ein Seraph. Wirf des Ordens Wehe auf meine Schultern; ich will es tragen, ich will ſein Wohl ſuchen, und ſoll ichs dem ungläubigen Monde entkämpfen!"

„Bruder Hugo — Neid und Fürſtenrache rütteln an den Pfeilern meines heiligen Gebäudes. Frankreichs Lilien wollen das rothe Kreuz verſchlingen. In Feſſeln winden ſich meine gefolterten Söhne; Peters Schlüſſel verſchlieſst ihre

schimpflichen Kerker. Rette dich, rette deine deutschen Brüder! rette dich! Eh drey Mahl die Sonne schlafen geht, sprechen Deutschlands geblendete Väter das Verdammungsurtheil über euch. Eile Bruder! mein Segen weihte dich zum Retter. Eile, eile!" —

Zufiel die Kapellenpforte. Im Dunkel des Ganges kniete Hugo, und wiederhohlte seinem Herzen die Worte der heiligen Erscheinung. Beflügelt drang seine Seele zur That. Eh die Sonne den Zinnen seiner Burg den Morgenkuss brachte, flog sein Hermann zum Thore hinaus, mit Aufträgen an die zunächst hausenden Brüder.

Versammelt waren die Väter zu Mainz; an ihrer Spitze sass der schwache Churfürst; bedächtig wiegten sich die Inful und der Doctorhut auf ihren ergrauten Häuptern. Schon Jahre lang wankte die Wage der Gerechtigkeit zwischen Los-

ſprechung und Verdammung des angeklagten Ordens; wiederhohlt drang der ungeduldige Philipp auf Entſcheidung, und das Zünglein der Wage neigte ſich auf — Verdammung. Da trat Hugo mit zwanzig Tempelrittern trotzig in den Verſammlungsſaal. Erwartungsvoll ſchwiegen die Väter; eingehüllt in ihre Mäntel, ſtanden die Ritter, und der Wildgraf begann:

„Herr Churfürſt und ihr verſammelte Väter, die ihr richten wollt einen Orden, deſſen Gewand eure Brüder und Söhne tragen, aus deſſen Seckel eure dürftigen Landſaſſen zehren, der euch als Pilgrimme geleitete, und kämpfend an der Gruft eures Heilandes ſein Blut vergoſs; laſst ein Wörtlein im Vertrauen mit euch reden, eh' ihr des römiſchen deutſchen Reichs Gerechtigkeit brandmahlt. — Unſer Orden iſt unſchuldig, iſt rein und makellos, wie ſein Gewand; er iſt unſchul-

dig, und ich warn' euch freundlichſt — verfahrt nicht gegen ihn !"

Er ſchwieg mit einem fragenden Blick auf den Churfürſten, der ſich ängſtlich mit des Papſtes Befehl entſchuldigte, und fiel ihm hitziger in die Rede. „Der Papſt iſt unſers Ordens oberſter Prior, er ſoll uns richten! Aber feyerlich appellire ich an den Richterſtuhl vor Clemens rechtmäſsigen Nachfolger! Clemens iſt ein Tyrann; ehrſüchtig ſchwor er dem König der Weſtfranken den ſchändlichen Eid, unſern Orden zu vertilgen. Statt zu ſegnen, erhebt er ſeine Hand, unſre Mörder herbey zu winken — — Clemens, häuchelnder, ungerechter Richter, ich verwerfe dich! Nieder in die Grube drücke dich unſer Fluch; nieder in die Grube, die keine Thräne weiht, die deiner gepeinigten Seele keine Ruhe gewährt! — Schlagt meine Worte nicht in den Wind, Herr Churfürſt! ſie ſind ungekünſtelt, bar

von dem Blumenprunk eurer eigennützigen Beredtſamkeit. — Hier, mein Schwert iſt meine Zunge, mit der ich im Orient den Feinden unſers Gottes kräftiglich ſeinen Zorn verkündigte, die mit Flammenworten euch zublitzen ſoll. Beym Ewigen! unſer Orden iſt unſchuldig."

So ſprach er zornig, ob des Churfürſtens Schweigen, ſeine Hand am Schwert; und im Augenblicke flogen die verhüllenden Mäntel der zwanzig Templer zurück, und fürchterlich ſtanden ſie da, bewaffnet mit Dolch und Schwert. Erbleichend bebte das Churfürſtlein zuſammen, und die Väter ſtarrten auf ihren Bänken zurück. Die Waffen der Templer klirrten zuſammen, und blitzten, wie Meteore im Wiederſchein des Feuers, das aus den tiefen, gothiſchen Kaminen hervor ſtrahlte. Eine Stille des Schreckens. Gelaſſner, im heiligen Selbſtgefühl ſeiner Unſchuld, fuhr dann der Wildgraf fort:

„Nicht mit Gewalt wollen wir unſre Freyſprechung erſtürmen. Als Beklagter will ich mich vor euch ſtellen, ihr meine Richter! will mit Schwur und Feuerprobe meine Worte beſiebnen. Unſer Orden iſt unſchuldig! ſo wahr euer guter Engel in euerm letzten Stündlein euch beyſtehen ſoll; ſo wahr Gott meinen Schwur hört, und den Meineid ſtraft; ſo wahr — o ihr Ungläubigen! — die Tugend Tod und Flammen ſpottet!" —

Einen Brand riſs er aus dem Feuer, und legte ihn feyerlich auf ſeinen Mantel. Zornig ſchlug die Flamme am Mantel empor, ihn mit ihren Zungen zu zernagen; aber — er blieb unverſehrt; auch keine braune Spur verrieth die verlöſchende Flamme. Wunder! Wunder! erſcholl es im Saale. Zitternd entblöſsten die Väter ihre ergrauten Häupter, und ehrerbiethig reichte der Churfürſt dem Wildgrafen die Hand.

„Bey meinem fürſtlichen Worte!" ſprach er; „beym heiligen Anſehen dieſer Verſammlung! ich verwende mich ſelbſt beym Papſt für euern heiligen Orden. Mit meinem Purpur will ich euch decken, mit meinem Schwerte euch ſchützen. Fahrt wohl, meine Söhne! mein biſchöflicher Segen geleitet euch!"

Triumphirend in ihrer Unſchuld, kehrten die Templer in ihre Comthureyen zurück. Als ſich Hugo auf ſein Roſs ſchwingen wollte, gab ihm ſein zurück gebliebener Knappe ein Brieflein, ein durchbohrtes Herz auf dem ſchwarzen Siegel, ſein Inhalt alſo:

„Das Grab ſchweigt; aus ſeines Schloſſes Heiligthum ſteigt kein Geheimniſs. In euer Herz will eine Sterbende niederlegen, was das ihrige Irdiſches dahinten läſst. Wenn das Glöcklein der Benedictinerinnen ins Chor läutet, iſt die Pforte ihres Kloſters euch offen."

Kaum, als das Glöcklein das erſte Mahl anſchlug, ſtand der Templer ſchon am Kloſterpförtchen der Benedictinerinnen. Schweigend öffnete ihm eine verſchleyerte Jungfrau, führte ihn durch die Kreuzganglabyrinthe an eine Zelle, wo ſie ihm hinein zu treten winkte, und ſich ſchweigend wieder entfernte. Erlöſchend fiel der letzte Strahl des Tages auf das Lager einer ſterbenden Jungfrau. Ihre Hände lagen gefaltet über der kaum athmenden Bruſt; bleicher war ihr abgezehrtes Geſicht, als ihr weiſses Gewand. Ein ſchwarzer Altar mit einem Crucifix, und zwey Kerzen ſtand zu ihrer Rechten; zu ihrer Linken kniete mit dem Geſichte auf dem Bettteppich eine bethende Nonne. Als die Sterbende den eintretenden Ritter gewahrte, wendete ſie ihre auffunkelnden Augen auf ihn, und winkte ihn zu ſich an den Altar.

„Kennt ihr mich, edler Hugo?" liſpel-

te ſie leiſe. „Ich bin, oder vielmehr ich war — Adeliſa von Aarheim!" —

„Gott!" ſchrie der Ritter auf, „und dich, meinen Schutzengel muſs ich ſo wiederfinden?"

„Faſst euch, Wildgraf! Ich glaubte euch vertrauter mit dem Tode — darum brach ich mein Wort, euch nimmer wieder zu ſehen! — Gelobt mir, mich nicht zu unterbrechen! — Meine Sanduhr geht auf die Neige; gebt mir eure Hand! Wenig Stunden ſind mir hier noch zu leben — laſst ſie mich euch weihen. In jener Stunde, in welcher Leidenſchaft das ſchnell geſponnene Band unſrer Herzen zerriſs, das vielleicht langſam geſponnen, uns lebenslang zur ſchönſten Freundſchaft vereint hätte, ſchwor ich mich zu euerm Schutzengel. Fühlt, Ritter, wie ruhig mein bald brechendes Herz ſchlägt! — ich habe jenen Schwur gehalten. Denſelben Tag, als ihr meine

Trauerburg verlieſst, nahm auch ich Abſchied von meinen Getreuen. Das Kloſter zu Sanct Auguſtin kaufte meine Beſitzungen. Das gelöste Geld war mein Gotteskaſten, aus dem ich Kundſchafter beſoldete, die jedem eurer Schritte, und jede Bewegung eurer Feinde bewachten. Ich zog nach Mainz zu meinem Ohm, dem Vicar des Hochſtiftes; dort ſah mich der Churfürſt, und das Eis ſeines Alters ſchmolz noch ein Mahl an den Flammen ſeiner unheiligen Liebe. Stunden lang ſtand er oft vor meinem verriegelten Kämmerlein, und bettelte um ein Scherflein Minneſold. Feſt war's entſchloſſen, mich vor ſeinen Seufzern in das Heiligthum eines Kloſters zu flüchten; da berichteten mir meine Kundſchafter, Kurt von Steinach wetze den Dolch ſeiner Rache gegen euch; heimlich ſchleiche er euch nach, euch zu meuchelmorden. Ich blickte den Churfürſt freundlich an, und der

Steinacher war im Bann, und Vogelfrey. Zur Verzweiflung gepeitſcht, ſchrieb der Steinacher einen Brief, euch aus der ſichern Burg in ſein Garn zu locken. Es gelang ihm; aber Hermann löste den Fluch ſeines Vaters mit Beſtrafung des Meuchelmörders, und ihr ward gerettet. Immer ſclaviſcher ſchmiegte ſich der Churfürſt in meine gängelnden Bande, vertraute mir den erſten Schritt zu eures Ordens Untergang, und ich lieſs euch in den Thurmruinen durch den Sänger warnen; aber bald erſchlaffte wieder euer gewaltſam geſpannter, an mönchiſche Ruhe gewohnter Geiſt. Allein durch Schwärmerey durſt ich euch zu gewinnen hoffen; der Churfürſt vertraute mir eure und eurer Brüder nahe Verdammung; nun adelte die Noth jedes Mittel; ich muſste euch die Waffen in die Hand zwingen. Vergebt mir Ritter, daſs ich euch der ſchmeichelnden Täuſchung entreiſse!

Am Grabe iſt Wahrheit! — Hugo von Payens, war mein verkleideter Kundſchafter, der ſich in eure Kapelle geſchlichen, und mit Hülfe ſeiner Geſellen, die ſchnelle Erleuchtung hervor gebracht hatte. Wäret ihr minder erſchlafft oder überraſcht geweſen, ihr würdet das Männlein der herbſtlichen Ruinen in ihm erkannt haben. Ihr ſeyd gerettet! wohl mir! daſs ich dieſe Überzeugung mit hinüber nehmen kann, vor den Thron meines Richters; wohl mir! daſs ich Wort halten konnte, meinem voraus gegangenen Ludwig!"

„Deinem Ludwig? — Adeliſa, bey dem Gott, der dir bald die Krone der Vollendung auffetzen wird — welcher Ludwig iſt deinem Herzen ſo nahe?" —

„Ludwig von Unruh, euer Freund! — durch ihn lernt' ich euch kennen, eures Ichs beſſern Theil — euer Herz, und eure Edelthaten, als er von ſeinem erſten

Kreuzzuge heim kam. Es war der Ritter, der vor dem Steinacher unſer Eigenthum ſchützte, und der, ach! — die unglückliche Nacht nach Sanct Veits Tage verſchwand, um nimmer wiederzukehren. — Euch erkannte ich an den drey Federn ſeines Wapens, auf dem Schauſtück eurer Bruſtkette. Sein Bild, ſeine Liebe erwachte wieder rieſenſtark in meinem Herzen. Ihr wart ſein Freund, fochtet an ſeiner Seite, ſchloſst ihn ſpäter in eure Arme, als ich; ſah't die Thräne, die er ſeiner leidenden Trauten weinte. Ich erblickte in euch nicht mehr den Fremdling — meines Ludwigs Freund, meinen Ludwig ſelbſt; meine Flammen ſprangen in euch über, und, ohne eure Stärke, wär ich geſunken in den Abgrund, aus dem ich mich zu Ludwigs himmliſcher Liebe nie hätte erheben können. Doppelte Bande feſſelten mich an eure Wohlfahrt!

„In einer Stunde feyerlicher Rührung versprach ich ihm, wenn ich ihm selbst seine Liebe diesseit nicht vergelten könnte, es seinem Freunde zu thun. Er ist nicht mehr. Aufgesucht hätt' ich euch durchs ganze deutsche Reich, mein Wort ihm zu halten; aber seine unsichtbare Hand leitete euch in meine Burg; ich schwor euch selbst den Schwur, euch zu bewachen, wie euer Schutzengel! meines Ludwigs Liebe hab' ich euch vergolten — mein Eid ist gelöst!"

„Ach Fräulein! vor Gott verlobte Braut meines Einzigen! hört mich noch, eh' ihr von mir und der Welt scheidet! Vielleicht geht euch in meiner Erzählung ein Morgenroth auf, vor euerm nahen Tage! — Mit ihm ward ich erzogen. In seines Vaters Burg lernte ich die Waffenkunst; Ein Schiff trug uns, sie auszuüben, nach Palästina über; Eine Farbe wehte von unsern Helmen; Ein Schild deckte uns; siegreich waren unsre verbrüderten Schwerter;

aber bald ſehnte er ſich in ſeine friedliche Heimath zurück. Geſtorben war indeſs ſein Vater, verloren war all ſein Eigenthum; keine Hube Landes konnte er ſein nennen, ſich darauf ein Hüttchen zu bauen, und dennoch flog er aus den Armen der Freundſchaft, vom Gefilde des Ruhms in ſein ödes Vaterland zurück. Ein Ungefähr führte ihn in eure väterliche Burg; er behagte dem alten Aarheimer, ſeinem Töchterlein Adeliſa nicht minder; bald knoſpete die ſchöne Roſe ihrer Liebe, um gar bald zu verwelken. Der Steinacher überfiel euers Vaters Burg; Unruh warf ſich ihm entgegen. Erfochten war der leichte Sieg; aber im Dunkel der Nacht und des Kampfes Hitze hatte er euern Vater verwundet; er ſah ihn fallen, erkannte ſeine vergehende Stimme, und wähnte, ihn erſchlagen zu haben. In Verzweiflung ſtürzte er vom Kampfplatze, und pilgerte

den geraden Weg gen Paläſtina, ſeine Mordthat zu büſsen, ſeine gepeinigte, in Liebesſehnſucht vergehende Seele in Kampf und Tod zu betäuben. Wie der niedrigſte Pilger, barfuſs, lächzend vor Durſt, abgemergelt vom Hunger, kam er nach Akris. Nur aus gewaltſam laut werdenden Klagen vermag ich mir nun dieſs Ganze zuſammen zu weben; ſein Herz war verſchloſſen. Ich hatte den weiſsen Mantel angenommen, und abgeſtorben den Freuden der Liebe, folgte er meinem Beyſpiel. Allenthalben ſuchte er den Tod, der ihm bald begegnete. Statt des Myrtenkranzes aus eurer Hand, ward ihm die Märtererkrone. Bey Akris fiel er. Keine Thräne fiel auf ſeinen heiligen Leichnam!"

„Habt ihr einen Auftrag an ihn, Tempelritter, ſo gebt ihn mir mit. Bald — bald werd' ich ihm ſagen können — Bruder Hugo gedenket in Liebe deiner!"

„Sagt ihm, daſs ich ihn ſchon gern mit euch heimſuchen wollte! daſs er mich abruſen ſoll, und geleiten auf meiner Reiſe ins Paradies!"

„Hugo! in ſeinem Nahmen ſag' ichs euch zu — er wird euch rufen! Und nun lebt wohl! Was ich jetzt noch zu leben habe, gehört nicht mehr der Welt. Nehmt dieſen Myrtenſtrauſs! ich pflanzte ihn zu den Zeiten meiner Liebe — zum Brautkranze. Wenn der Strauſs welkt, und der Todenvogel ſein einſames Lied ſingt, dann, Ritter — bin ich — bey meinem Ludwig. Lebt wohl!"

Ihre Augen ſuchten wieder das Crucifix, ihre Hand winkte ihm kraftlos, ſich zu entfernen; ihre Lippen bewegten ſich langſam, als bethete ſie leiſe. Hugo warf ſich nieder auf die Knie ſtumm und bebend, küſste ihre gefalteten Hände, barg dem Strauſs, gleich einer Reliquie, in ſeinem Buſen, und wankte geſtützt an

der Zellenwand der Thür zu. Eine kalte Hand faſste die ſeinige, er erhob ſeine Augen, und erkannte in der Nonne, die er bethend fand zu Adeliſa's Füſsen, Edeltruden, ſeines Hermanns Schweſter. „Nur noch ein Mahl, edler Herr!" ſchluchzte ſie, „erlaubt mir, eure Hand zu küſſen, eh' auch ich auf ewig von euch ſcheide. Ach, Herr! wer lange lebt, martert ſich nur ſo lange auf ſeinem Sterbelager. Ich wünſche nicht, lange zu leben; mein Vater iſt todt, meine Mutter todt, — meine Adeliſa ſtirbt, meine liebe, liebe Schweſter! Sterbe ich nicht bald, ſo ſoll meine Zelle mich einſchlieſsen, wie mein Grab. Euch hab' ich noch ein Mahl geſehn! wollt' ihr, ſo ſendet ihr mir noch ein Mahl meinen Bruder — und dann ſcheiden meine Wünſche gern von der Welt!" —

Hugo's Thränen ſtrömten in die ihrigen. Ohne umzublicken verlieſs er die

Zelle, Seine Pferde warteten an der Klosterpforte; durch die Nacht sprengte er nach Hause.

Noch grünte der Myrtenstrauss, und grünte den ganzen trüben Tag; aber am Abend war er dahin, und der Todtenvogel sang sein einsames Lied.

Gesiegt hatte endlich Tyrannenmacht und Rache; zertreten war das Band des Tempelordens. Am langsamen Kohlenfeuer wurden zu Paris vier und sechzig Ritter zu Tode gemartert. Geschlachtet war der edle Molai, des Ordens Grosmeister. Um Rache rufend, dampfte ihr entfliehendes Leben gen Himmel; im selben Jahre noch standen ihre Mörder Philipp und Clemens vor dem ewigen Richter. Alle ihre Feinde kamen jämmerlich um.

In Deutschland drohte keine Folterbank, flammte kein Scheiterhaufen; Hugo's Muth hatte seine Brüder gerettet.

Einverleibt in den deutſchen Orden, vertauſchten ſie nur ihr rothes Kreuz mit dem ſchwarzen.

Aber lange erndete Hugo nicht die Früchte ſeiner Edelthat. Bald rief ihn ſein Ludwig ab, und geleitete ihn ins Paradies. Lange noch wallfahrteten ſeine dankbaren Brüder auf ſeine Gruft. Er liegt begraben zu Mergentheim, des Tempelordens anſehnlichſter Comthurey.

Die
unglückliche Gräfinn
Chateaubriant.
Aus
den Zeiten
Franz des Erſten.

Die Begebenheit, die ich hier erzähle, ist ein trauriges Denkmahl, in welches Labyrinth Eifersucht den Mann, Eitelkeit das Weib zu stürzen vermag; und haben gleich verschiedene Geschichtschreiber ihre Wahrheit bezweifelt, so liegt doch nichts Unnatürliches in ihr, so ist doch die aus ihr fliessende Lehre nicht minder gegründet.

Unsere Heldinn wurde zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts geboren. Ihr Vater Jean de Foix, besass einige Landgüter in Languedoc, worauf er sich selbst und seiner Familie lebte. Schon als Kind

war Françoiſe, ſo hieſs die Unglückliche, mit unbeſchreiblichem Reize begabt. Ihr ſanftes, einſchmeichelndes Weſen gewann jedes Menſchen Herz, um wie viel mehr alſo nicht die Herzen ihrer Ältern, die in ihr den Stolz ihres Hauſes, die Freude ihres Alters erblickten. Sie wuchs heran, verehrt von ihrer ganzen Verwandtſchaft, geſchmeichelt von allen Seiten, im Genuſſe der ungetrübteſten Fröhlichkeit, in immerwährendem Glücke, im Beſitze alles deſſen, wonach ihrer Seele gelüſtete.

Schön, wie ſie war, konnte es ihr ſchon im zwölften Jahre nicht an Anbethern fehlen. Innig erfreut, bemerkte der ehrgeizige Vater den Schwarm von Liebhabern, der, kam er mit ſeiner Tochter nach der Stadt, ſich ſelbſt an heiliger Stätte um ſie her drängte; und die thörichte Mutter lobte dem ohne dieſs ſchon eiteln Mädchen oft ihre Schönheit ins

Geſicht, mit der herzlichſten Bitte, ja alles zu vermeiden, was dieſelbe verderben könnte.

Verſchiedene Freyer meldeten ſich, wurden aber alle aus dem Grunde abgewieſen, weil das Mädchen noch zu jung wäre, und die Ältern ihre Tochter zu zärtlich liebten, um ſie ſchon ſo frühzeitig von ſich zu laſſen. Endlich erſchien ein Mann, reicher und anſehnlicher, als alle Übrigen. Förmlich hielt er ſogleich um Françoiſens Hand an, wollte von keinem Verzuge wiſſen, beſtand feſt auf ja oder nein, und der gute Vater war zu gewiſſenhaft, ſeine geliebte Tochter eines ſo groſsen Glückes zu berauben; auch die Mutter willigte ein; und das Mädchen, leichtſinnig und eitel genug, dieſe frühe Vermählung, als die feyerlichſte Huldigung für ihre Reize zu erkennen, ſprach unbedachtſam das entſcheidende Wort aus, das ſie auf die ganze Zeit ih-

res Lebens glücklich oder unglücklich machen ſollte.

Graf Chateaubriant, dieſs war der reiche, anſehnliche Freyer, wurde alſo Françoiſens Bräutigam, und kurze Zeit darauf ihr Gemahl. Er ſtand im Rufe, unermeſsliche Schätze zu beſitzen, und dieſer Ruf war nicht übertrieben; aber eben ſein groſser Reichthum machte ihn auch zu dem ſtolzeſten, eigennützigſten Menſchen der Erde. Dieſe unedle Begierde lenkte er auf jeden Gegenſtand, der ihm zugehörte, und lenkte ſie folglich auch ſogleich auf ſeine Gemahlinn. Vergeblich flehten Vater, Mutter, und ſelbſt ſeine junge Gattinn, noch einige Zeit an dem Orte ihrer Geburt mit ihr zu weilen; vergeblich bewieſen die ehrſüchtigen Ältern, daſs es ſeine Pflicht wäre, an den Hof zu gehen, und ſeine ſchöne Gemahlinn vorzuſtellen; er blieb taub gegen alle Bitten und Ermahnungen, und

ſchon am dritten Tage nach der Hochzeit, reiste er mit dem neu erworbenen Schatze nach dem Schloſſe, wovon er ſeinen Nahmen führte. Hier war er ſogleich bedacht, ſein Kleinod in gehörige Verwahrung zu bringen. Arbeitsleute aller Art wurden herbey gerufen, und beordert, in Eile für die junge Gräfinn eine Wohnung zu bereiten, die den eiferſüchtigen Ehemann vor aller Gefahr ſicherte. Die Stätte dieſes Aufenthalts war das äuſserſte Ende des Schloſſes. Alle Fenſter der Zimmer und Cabinette muſsten, Chateaubriants Befehle gemäſs, zur Hälfte vermauert, und ſelbſt die obern Flügel mit ſtarken engen Gitterwerken befeſtiget werden. Dreyfache Thüren mit Riegeln und Schlöſſern wohl verſehen, um auch in der Abweſenheit unbeſorgt ſeyn zu können, verwahrten den Zugang: kurz, es fehlte dieſem Aufenthalte nichts, als Mangel an Glanz, um

ein wahres Gefängniſs vorzuſtellen; aber der Schlaue, wohl einſtudiert in den Charakter ſeiner jungen Gattinn, ſparte in dieſem Puncte keine Koſten. Ihre Liebe zur Eitelkeit war ihm ein ſicherer Bürge, daſs ihr noch kindiſcher Sinn ſich leicht über das Unangenehme ihrer Lage hinweg ſetzen würde, fände nur jener Hang volle Befriedigung. Deſshalb prangten goldene Tapeten an den Wänden der einſamen Gemächer; deſshalb ergänzten hundert brennende Wachskerzen das kärgliche Tageslicht; deſshalb füllten Schränke und Kiſten die reichſten, auserleſenſten Gewänder, der koſtbarſte Schmuck und die feinſten Spitzen, Linnen und Schleyer.

Der Erfolg zeigte, daſs ſich der eiferſüchtige Gemahl in ſeiner Rechnung nicht betrogen hatte. Sein Weibchen gerieth vor Freude auſser ſich, da er ſie in den ſchimmernden Käfich einführte; und da ihr vollends die ganze groſse Bereit-

ſchaft zu ihrem künftigen Putze angewieſen ward; da ſank ſie ſtumm vor Entzücken ihrem Kerkermeiſter in die Arme, und gewahrte nicht des heimtückiſchen Lächelns, womit ſich dieſer an ſeiner gelungenen Liſt, und an ihrer Einfalt weidete.

Die Gräfinn putzte ſich nun Tag für Tag ſchöner, bewunderte ſich in den groſsen Spiegeln, die ihr Bild von allen Seiten zurück warfen, und vergaſs darüber die Riegel und Schlöſſer an ihrer Thür; vergaſs den Genuſs der Freyheit; vergaſs, daſs ſelbſt der Schimmer, in dem ſie da ſtand, der Pracht einer einſamen Blume gleiche, die der Neid eines menſchenfeindlichen Gärtners ſorgfältig dem Auge der Welt verbirgt. Alles dieſs, wähnte ſie, müſſe ſo ſeyn, und bringe ihr neuer Stand ſo mit ſich.

Graf Chateaubriant brachte gewöhnlich den ganzen Tag bey ſeiner liebens-

würdigen Gattinn zu, unterhielt sich fleifsig mit ihr über ihren Putz, noch öfterer aber über die Unannehmlichkeit, die eine junge Persson von ihrem Geschlechte und ihrer Schönheit in der menschlichen Gesellschaft, und vorzüglich am Hofe ausgesetzt sey. Das gute Weibchen verstand hiervon wenig, glaubte, was ihr Gatte sagte, und dachte in seiner Abwesenheit mit keinem Gedanken an das Gehörte; weil sie ernstere Geschäfte, weil sie zu überlegen hatte, wie sie sich auf den folgenden Tag, oder wohl gar auf die folgende Stunde ankleiden würde.

So flofs unserm neuen Ehemann ein ganzes Jahr in ungetrübter Heiterkeit dahin. Seine Gemahlinn blieb in ihrer Einsamkeit glücklich und zufrieden; wie konnte er es also minder seyn; und damit diese eheliche Glückseligkeit ja nicht gestört werden möchte; so hüthete er sich wohl, den Neugierigen, die etwa dann

und wann auf ſein Schloſs kamen, den Gegenſtand ſeiner aufmerkſamen Zärtlichkeit vorzuſtellen. Er entſchuldigte ſtets ſeine Gattinn mit Unpäſslichkeit, und ſah er ſich genöthiget, ſeine Gäſte einige Zeit lang bey ſich zu bewirthen, ſo war er äuſserſt darauf bedacht, daſs die Schlüſſel zu dem Aufenthalte der Gefangenen nicht aus ſeiner Taſche kamen. Eine alte Keuſchheitswächterinn, deren Verdienſte dem Grafen von einer ſeiner Tanten rühmlichſt empfohlen wurden, leiſtete in ſeiner Abweſenheit dem jungen Eheweibe Geſellſchaft, und predigte, mit innigem Wohlgefallen über ihre eigene Weisheit, die Geſetze der Tugend und Schicklichkeit, indeſs ſich jene mit ihrem gewöhnlichen Spielwerke erluſtigte.

Längſt ſchon wäre es des Grafen Schuldigkeit geweſen, ſich am Hofe zu zeigen; aber er zitterte bey der bloſsen Vorſtellung einer wochenlangen Abweſenheit

von ſeiner ſchönen Gemahlinn. Doch endlich, da ſogar verſchiedne Einladungen an ihn ergingen, konnte er dieſe Reiſe nicht länger verſchieben, wollte er nicht offenbar für einen eiferſüchtigen Thoren gelten, wofür er ohne dieſs ſchon gehalten zu werden befürchtete. Mit ſchwerem Herzen rüſtete er ſich zur Abfahrt, und mit noch ſchwererem Herzen ging er zu ſeiner Gattinn, um ihr das Lebewohl zu ſagen.

Das muntere, unbefangene Weibchen wunderte ſich, daſs ſie nicht mit nach Paris reiſen ſollte; tröſtete ſich aber bald wieder, da ihr Gemahl verſprach, Kleider und Schmuck, ſo wie man ſie am Hofe trüge, in Fülle mitzubringen, und ermahnte ihn ernſtlich, ja darauf zu ſehen, daſs ſein Einkauf nach dem neueſten Geſchmack wäre.

Chateaubriant verlieſs nunmehr ſeine Gattinn, verſchloſs ſorgfältig die Thür

ihres Gefängniſſes, und übergab die Schlüſſel zu demſelben ſeinem treueſten Diener, dem Schloſsverwalter. Er hatte ſchon im voraus auf den Fall ſeiner Abweſenheit geſorgt. Durch eine karge Öffnung in der Mauer vermochte man Speiſen, und alles andere Erforderliche hinein zu reichen. Die Wächterinn wurde mit verſperrt, und der neue Kerkermeiſter befehliget, nur im Falle der äuſserſten Nothwendigkeit, von den Schlüſſeln Gebrauch zu machen. Doch, aller dieſer ſichern Anſtalten ungeachtet, trat der argwöhniſche Ehegemahl mit dem gröſsten Herzklopfen ſeine Reiſe an.

Die gute Gräfinn war alſo jetzt die wahre Gefangene, muſste gänzlich auf den Anblick der freyen Natur Verzicht thun, der ihr ſonſt täglich bey Sonnen Untergange am Arme ihres Gemahls erſtattet wurde, muſste ſelbſt des Grafen Unterhaltungen auf ihrem Zimmer entbehren; aber mit der bewundernswürdig-

ſten Gelaſſenheit fand ſie ſich auch hier-ein, lieſs ſich, im Falle, daſs ſie ja die Langeweile anwandelte, von ihrer Geſellſchafterinn Mährchen erzählen, und lachte herzlich, wenn die gute Alte über ihren weitläuftigen Schilderungen ſanft und ſüſs entſchlummerte.

Chateaubriant war indeſs minder vergnügt, minder zufrieden. Abgerechnet, daſs ihm die Erinnerung an ſein junges Weib, und die groſse Gefahr, worin, ſeiner Sorgfalt ungeachtet, dennoch ſeine Ehre ſchwebe, Tag und Nacht keine Ruhe lieſsen, plagte ihn noch ein anderes furchtbares Ungemach, daſs ihm grauſam ſeine Stunden verbitterte. Dieſes Ungemach beſtand in dem Verlangen des Hofes, ſeine junge Gattinn zu ſehen.

Der Ruf von der ſchönen Françoiſe aus Languedoc war ſchon lange vorher, ehe noch der Graf ihre Hand erhielt,

bis nach der Hauptſtadt des Königreichs gedrungen. Man hatte mit Sehnſucht ihrer Erſcheinung am Hofe entgegen geharret; und die jungen Cavaliere waren nicht wenig auf den miſsgünſtigen Ehemann erbittert, der ſie des Vergnügens beraubte, eine der erſten Schönheiten des Landes kennen zu lernen. Verſchiedene von ihnen hatten bereits ihren Beſuch auf dem Schloſſe des Grafen abgelegt; aber alle kamen wieder zurück, ohne den Endzweck ihrer Reiſe erreicht zu haben. Endlich war das groſse Werk gelungen, Chateaubriant in Perſon an den Hof zu bringen; und nun drangen von allen Seiten die bitterſten Klagen, und die beiſsendſten Vorwürfe auf ihn, daſs er ſo neidiſch ſeine Gemahlinn bewache, daſs er ſelbſt ihren Anblick der ganzen Welt entziehen wolle.

Der gute Graf entſchuldigte ſich mit dem eigenen Widerwillen ſeiner Gemah-

linn gegen die Geſellſchaft, und gegen alle rauſchende Frenden; aber man verſpottete ihn mit dieſem leeren Vorwande; und die Damen des Hofes verſicherten ihn, daſs, wenn ihnen das liebenswürdige junge Weibchen nicht herbey geſchafft würde, damit ſie die Schönheit derſelben mit der ihrigen meſſen könnten, er ihre ganze Achtung verlieren werde.

So von allen Seiten geängſtiget, ſo innerlich und äuſserlich gefoltert, befreyte ſich Graf Chateaubriant, ſo bald es nur möglich war, von den Feſſeln, die ihm ſein Aufenthalt am Hofe anlegte, und eilte auf das ſchleunigſte ſeinem geliebten Schloſſe zu. Man hatte es ihm zur Gewiſſensſache gemacht, das nächſte Mahl, da er wieder in Paris erſchiene, ſeine ſchöne Gattinn mit ſich zu bringen, und er verſprach dieſs unter der Vorausſetzung, wem er ſeine Gemahlinn dazu überreden könnte. Ernſtliche Betrachtun-

gen über die Zukunft, nahmen daher während der Reiſe in ſeiner Seele Raum, und er ſtrengte alle Kräfte ſeiner Erfahrung, Klugheit und Liſt an, um ein Mittel zu ergründen, das ihn auf immer von der läſtigen Zumuthung, die Gräfinn an den Hof zu führen, entledigte, und doch ſeiner Ehre, woran ihm gleich viel lag, nicht den mindeſten Nachtheil brächte.

Nichts iſt erfinderiſcher, als die Eiferſucht. Sie kennt die feinſten Triebfedern, die Qual des Gemüths, das ſie beherrſcht, zu befördern; aber gleich ſtark vermag ſie auch, dieſelben zu fremder Pein, und, wenn es darauf ankommt, zu ihrer Beruhigung in Bewegung zu ſetzen. Graf Chateaubriant hatte bald das erwünſchte Hülfsmittel gefunden, das ihn in den Augen der Welt und des Hofes als einen Mann von Ehre darſtellen ſollte, das allen Verdacht, als wäre er ein tyranniſcher Gatte, ſelbſt in ſeines Wei-

bes Augen von ihm abwälzen mufste, und das ihn dennoch zugleich vollkommen vor der Gefahr ficherte, fein erworbenes Kleinod dem Strome des Verderbens Preis zu geben. Indefs faſste er den Entſchluſs, ſich nicht eher dieſer Zuflucht zu bedienen, als bis er aufs neue durchaus genöthiget ſey, die Hauptſtadt des Königreichs zu beſuchen, und frohlockte ſchon im voraus, wie die Feinde ſeiner Ruhe ſtaunen, wie ſeine Verfolger vernichtet ſtehen würden.

Er flog entzückt in die Arme ſeiner Gemahlinn, und dieſe war nicht weniger vor Freude aufser ſich, dafs ſie nun bald ihre herrlichen Kleider ſehen würde. Sie fragte ſogleich emſig darnach, und begann ihren alten Zeitvertreib mit noch viel gröſserem Eifer fortzuſetzen. Graf Chateaubriant war nunmehr der beneidenswürdigſte Gatte; denn, wie er glaubte, ſo hatte er jetzt ſelbſt von

der Zukunft nicht das mindeſte zu befürchten.

Man lieſs dem eiferſüchtigen Ehemann von Seite des Hofes nicht lange Zeit, das von ſich gegebene Wort in Erfüllung zu bringen. Faſt alle Wochen erhielt er perſönlichen Beſuch aus der Nachbarſchaft, die man insgeſammt von ſeiner Zuſage, die junge Gräfinn nach Paris zu bringen, benachrichtiget hatte, oder er empfing wenigſtens ein Schreiben von irgend einem Freunde oder Hofbeamten, worin er dringend gebethen wurde, die allgemeine Erwartung nicht zu täuſchen, und die liebenswürdigſte aller Frauen für eine Reiſe nach der Hauptſtadt zu gewinnen.

Chateaubriant lachte in ſeinem Sinne über die Mühe, die man ſich gab, durch ihn die Anzahl der unglücklichen Ehemänner zu vermehren, und ſchwor hoch und theuer, ſich ſelbſt und ſeiner Gemah-

linn eher das Leben zu rauben, als ſich freywillig zu der Zahl jener Elenden zu geſellen; doch bis dahin konnte es, ſeinem gemachten Plane, und ſeiner Einbildung nach, niemahls kommen. Er verblieb alſo unerſchütterlich bey allen Bitten, Vorſpiegelungen und Drohungen, die ihm mündlich und ſchriftlich gethan wurden, verwies ſtets ſeine Correſpondenten zur Geduld, und verſchloſs ſeine ſchöne Gattinn ſorgfältig, wenn ihn Beſuch aus der Nähe oder Ferne beehrte.

Endlich fand man es ſeinem Stolze zuwider, einen Landedelmann ſo anhaltend mit Vorſtellungen aller Art zu beſtürmen. Man ſchlug einen andern Weg ein, und gelangte ſogleich auf dieſem einen Schritt weiter. Jean de Foix, der Vater der Schönen aus Languedoc erhielt von hoher Hand ein Schreiben, worin man ihm berichtete, daſs ſein Eidam, Graf Chateaubriant, ein Tyrann ſeiner

Gattinn ſey, ihr jedes Vergnügen verſage, und ſie, ihres innigſten Wunſches ungeachtet, noch nicht ein Mahl am Hofe vorgeſtellet hätte, wozu er doch ſowohl aus Schuldigkeit gegen den Monarchen, als auch aus Ehrerbiethung gegen die Ältern ſeiner Gemahlinn ſchon längſt verpflichtet geweſen wäre.

Dieſer Brief that ſeine Wirkung. Jean de Foix war ein ehrſüchtiger Mann, der ſeinen gröſsten Stolz darein ſetzte, eine reizende Tochter gezeugt zu haben. Er ſchrieb ſogleich in einem ziemlich ſtrengen Tone an ſeinen Schwiegerſohn, verwies ihm ohne alle Schonung ſein unrechtes Betragen gegen den König, ſeine Gattinn und die Ältern derſelben, und verſicherte ihn ernſtlich am Schluſſe, daſs, im Falle er nicht ſeine Tochter an den Hof führen wollte, er dieſe Pflicht an ſeiner Statt verrichten würde.

Chateaubriant ſtieg das Blut in die Wan-

gen, da er dieſs Schreiben las; indeſs entdeckte er nur allzu wohl die Quelle, woraus der Vater ſeiner Gattinn geſchöpfet hatte, ſah alsbald das ganze ſchlimme Spiel durch, das man ihm bereiten wollte, und ergriff die Feder, den erzürnten Jean de Foix eines Beſſeren zu belehren. Er ſuchte ihm den Endzweck ſeiner Feinde und Angeber begreiflich zu machen, ſchilderte die Gefahr, worein ein ſchuldloſes Geſchöpf von noch nicht ſechzehn Jahren nothwendig am Hofe kommen müſſe, und fügte zuletzt in aller Unterwürfigkeit hinzu, daſs er dem allen ungeachtet dennoch entſchloſſen ſey, in der Hauptſtadt mit ſeiner Gattinn zu erſcheinen, wofern anders ſeine geliebte, ſittſame Françoiſe, die ſeit einiger Zeit ein ungemeines Behagen an der Einſamkeit fände, dieſen Entſchluſs ſich gefallen lieſse.

Kaum hatte der Schlaue dieſen Brief

geendiget, ſo machte er ſich bereit, jenes Mittel, das er auf ſeiner letzten Reiſe vom Hofe nach Chateaubriant ausſann, und wovon er ſich immerwährenden häuslichen Frieden verſprach, in Ausübung zu ſetzen. Er befahl ſogleich, ſchleunige Anſtalt zu einer neuen Reiſe nach Paris zu treffen, ordnete in Rückſicht ſeiner Gemahlinn alles wieder ſo an, wie er es neulich gethan hatte, und begab ſich kurz vorher, ehe er die Kutſche beſtieg, zu der Gefangenen.

Françoiſe fand nach gerade ihre Lebensart, ſo wie ſie wirklich war, langweilig. Sie drang dieſs Mahl ernſtlicher, als ſonſt, in ihren Gemahl, ſie nach Frankreichs Hauptſtadt mitzunehmen, und der Graf hatte alle ſeine Standhaftigkeit nöthig, um nicht aus der Faſſung zu kommen.

„Theuerſte Gemahlinn!" ſprach er, „ſeyn Sie verſichert, daſs Ihr Vergnügen

auch das meinige ist, und dafs ich unausſprechlich leide, ohne Sie abermahl dieſe Reiſe antreten zu müſſen; nur die Furcht, Sie, mein Alles, zu verlieren, vermag mich von dem Entſchluſſe abzuhalten, Sie im Triumpfe nach Paris zu bringen, und dem geſammten Hofe vorzuſtellen. Ach! es lauern Gefahren daſelbſt auf die Unſchuld, wovon Sie bey der Reinheit ihrer Seele keinen Begriff haben. Wenn Sie mich lieben, wenn Sie meine Gattinn zu verbleiben gedenken, ſo dringen Sie nicht weiter in mich, ein Verlangen zu erfüllen, das ich Ihnen vielleicht nicht verſagen könnte, und das nothwendig Ihren und meinen Untergang zur Folge haben mufs! —

Der Häuchler trocknete hier eine Thräne aus ſeinem Auge, und die gutherzige Françoiſe fiel um ſeinen Hals, küſste ihn, und verſprach, nie wieder die mindeſte Sehnſucht nach einer Reiſe an den Hof

blicken zu laſſen. Jetzt war der Zeitpunct da, den der Liſtige erwartete, und er begann ſogleich, nachdem er ſorgfältig die Thür verſchloſſen hatte, ſeinen Entwurf der Gräfinn bekannt zu machen.

„Ich muſs Ihnen ſagen," hob er an, „daſs man längſt ſchon begierig war, Sie in Paris zu ſehen; und ich verbarg Sie bloſs ſo ſorgfältig vor den Augen der Welt, um der traurigen Nothwendigkeit zu entgehen, dieſs Verlangen des Hofes und meiner Freunde erfüllen zu müſſen; aber alle dieſe Sorgfalt ſcheint vergeblich geweſen zu ſeyn. Man dringt jetzt mächtiger, als je, auf ihre Gegenwart daſelbſt; und ich weiſs nicht, ob ich, ohne meine Ehre in Gefahr zu bringen, länger im Stande ſeyn werde, mich dem allgemeinen Anhalten zu widerſetzen."

Das gute Weibchen zitterte bey dieſen ernſten Worten ihres Gemahls.

„Retten Sie mich!" ſtammelte ſie auſſer ſich; „retten Sie mich!"

„Hören Sie mich an," fuhr der Graf fort; „es iſt noch Hoffnung vorhanden, ſo bald ſie bereit ſind, mir zu Hülfe zu kommen."

„Wie meinen Sie das?" verſetzte Françoiſe verwundert.

Der Graf ſann einige Zeit nach, zog endlich einen goldenen Reif von ſeinem Finger, zerbrach ihn in zwey Stücke, ſteckte den einen Theil in ſeine Briefta-ſche, und überreichte den andern ſeiner Gemahlinn.

„Hier," ſprach er, „nehmen Sie die Hälfte des Ringes! verwahren Sie dieſelbe wohl, und geben Sie genau Acht, ſo oft Sie ein Schreiben von mir erhalten, ob die andere Hälfte darin eingeſchloſſen iſt. So lange Sie dieſs nicht finden, ſo achten Sie auf alle meine Bitten und Drohungen nicht, wodurch ich Sie zu bewegen ſuche,

nach Paris zu kommen. Nehmen Sie dieſe, als leere Worte, wozu ich meiner Ehre halber gezwungen bin, und ſchreiben Sie mir eine Antwort, worin Sie mir auf das zärtlichſte mein Anliegen verſagen. Finden Sie aber die andere Hälfte des Ringes in einen meiner Briefe, ſo verſuchen Sie, ob ſie mit der Ihrigen zuſammen paſst; und iſt dieſes, dann eilen Sie ſo ſchnell, als Sie können, nach Paris; denn mein und Ihr eigner Ruf iſt in Gefahr, und wir müſſen uns jedem Ungemache Preis geben, um dieſen zu retten.

Die arme Gräfinn bebte bey dieſem Vorſchlage. Zehn Mahl lieſs ſie ſich die Bedeutung des Zeichens erklären; zehn Mahl fragte ſie, was Leute, die ſie nicht kenne für ein Recht hätten, ihre Gegenwart zu erzwingen, und tröſtete ſich endlich mit der Vorſtellung, woran ſich auch ihr ſchlauer Gemahl vom Anfange hielt,

dafs man nicht ſo ernſtlich auf ihre Reiſe nach Paris dringen würde, ſo bald man nur wüſste, daſs ſie ſelbſt die gröſste Abneigung dagegen habe; auch machte ſie ſich ſogleich bereit, ihre Vorliebe für die Einſamkeit ihren Ältern zu berichten, deren Brief ihr nunmehr Chateaubriant entzückt überreichte.

Unbeſorgt reiste jetzt der Graf von ſeinem Schloſſe ab, nachdem er zuvor, wie das erſte Mahl die Schlüſſel zu der Wohnung ſeiner Gemahlinn, den ſicheren Händen des Schloſsverwalters anvertrauet hatte. Er kam nach der Hauptſtadt. Aller Augen ſahen auf ihn, und aller Augen blickten ſcheel auf ihn, da ſie an ſeiner Seite abermahl die reizende Gattinn vermiſsten. Kaum war er am Hofe erſchienen, als man auch ſchon allgemein gegen ihn zu murren anfing, und ihn von neuem mit den härteſten Vorwürfen wegen ſeiner niedrigen Miſs-

gunſtund thörichten Fiferſucht belaſtete. Chateaubriant ſtellte ſich unmuthig und traurig.

„Meine Herren!" ſprach er, „um Sie zu überzeugen, daſs ich nichts ſehnlicher wünſche, als meine Gemahlinn Ihnen vorſtellen zu können, ſehe ich mich genöthigt, von Ihnen ſelbſt das Beweismittel zu begehren, wodurch ich Sie von der Wahrheit deſſen, was ich Ihnen jetzt ſagen werde, überführen kann. Meine Gattinn hat den unüberwindlichſten Widerwillen gegen die Reſidenz und überhaupt gegen alles, was groſse Welt heiſst. Ihr ſchwermuthsvoller Sinn findet allein Unterhaltung in der Einſamkeit; kaum, daſs man ſie dahin zu bringen vermag, zuweilen ihr Zimmer zu verlaſſen. Sie iſt nahe daran, eine Menſchenfeindinn zu werden; ihre Melancholie wächſt von Tag zu Tage. Ich zittere für ihre Geſundheit, und würde nicht

die Reiſe hierher gemacht haben, wäre mir nicht ſo unausſprechlich viel daran gelegen, Ihnen, meine Herren, eine beſſere Meinung von mir einzuflöſsen."

Man ſtaunte, den Grafen ſo ernſt und feyerlich ſprechen zu hören. Einige machten zwar die Einwendung, daſs Schwermuth und Melancholie bey jungen Ehefrauen etwas Seltenes ſey; doch da ſich Chateaubriant nochmahls die Angabe des Beweiſes ſeiner Ausſage ausbath, ſo ſchwieg man betroffen, und ſann nach, auf welche Weiſe man die Wahrheit der Sache zu ergründen vermöchte.

Ein Paar junge Hofcavaliere hatten den Einfall, in Perſon nach dem Schloſſe des Grafen zu reiſen, und die melancholiſche Dame zu ihrer Begleitung nach Paris, im Nahmen ihres Gemahls, aufzubiethen; allein der Graf verſicherte ſie, daſs alle Bedienten ſeiner Gemahlinn auf das ſtrengſte beordert wären, niemand vor ſie

zu laſſen, und daſs ſie über dieſs, als Fremde, in ſeiner Abweſenheit keinen zu günſtigen Empfang hoffen dürften; doch erboth er ſich, auch hierin dem Ausſpruche ſeiner Freunde ſich zu unterwerfen: ja, er war ſo gar bereit, die beyden Abgeſandten, im Falle ſie hierzu ernannt würden, mit hinlänglicher Empfehlung an ſeinen Schloſsverwalter, und ſelbſt an ſeine Gattinn zu verſehen.

Daſs dem eiferſüchtigen Ehemanne bey dieſem Vorſchlage das Herz pochte, verſteht ſich von ſelbſt; und daſs er gewiſs, hätte man ſein Anerbiethen angenommen, Schwierigkeiten in Fülle gemacht haben würde, wird jedermann ſich leicht vorſtellen können; aber ſeine Dreiſtigkeit that die erwünſchte Wirkung. Man war gewiſſer Maſsen beſchämt, einen Mann von Ehre bis zu dieſer Erniedrigung getrieben zu haben, und die ſchuldige Höflichkeit und Delicateſſe gebothen nichts

weiteres zu verlangen, als höchſtens einen Brief an die Gräfinn, worin ſie ihr Gemahl um einen Beſuch in Paris anſprach.

Dieſs war es, worauf unſer Graf ſo ſehnlichſt geharret hatte. Mit möglichſter Zurückhaltung, doch mit edlem Feuer verpflichtete er ſich ſogleich, nicht nur ein Schreiben an ſeine Gattinn zu verfertigen, ſo wie man es abgefaſst zu haben wünſchte; ſondern er machte ſich auch anheiſchig, dieſs Schreiben durch einen der gegenwärtigen Cavaliere abſenden zu laſſen.

Zu allgemeinem Erſtaunen hielt Chateaubriant, was er zugeſagt hatte. Der Brief wurde beſtellt, und man wartete mit heiſser Sehnſucht auf die Beantwortung desſelben. Dieſe kam endlich an, und lautete folgender Maſsen:

„Theuerſter Gemahl!"

„Ihre Bitte, die Vergnügungen des

Hofes mit Ihnen zu genieſsen, iſt mir der ſicherſte Beweis von Ihrer, auch in der Entfernung fortdauernden Liebe für mich. In dieſer Rückſicht hat mir Ihr geliebtes Schreiben die gröſste Freude verurſacht; da es mich hingegen von einer andern Seite in die gröſste Velegenheit und Betrübniſs verſetzt. Ich ſoll Ihnen eine Bitte verweigern, Ihnen, dem zärtlichſten Gemahl, der jeden meiner Wünſche als Befehl betrachtet, der jedes keimende Geluſt meines Herzens in meinen Augen liest, und auf der Stelle befriedigt! Dennoch ſehe ich mich genöthiget, dieſes Verbrechen zu begehen. Die Einſamkeit hat zu groſsen Reiz für mich, als daſs ich ſie zu verlaſſen im Stande bin. Und wollte ich auch, ſo viel es mich immer koſten möchte, dieſs Opfer Ihnen bringen, ſo würden Sie doch nur eine Störerinn Ihrer Freuden an mir finden; ſo würde doch mein Eintritt in die menſch-

liche Gesellschaft nicht nur mich selbst, sondern auch meinen theuern Gemahl unglücklich machen. Zürnen Sie also nicht auf Ihre Françoise, dass sie Ihnen in diesem Puncte den schuldigen Gehorsam versagen muss. Sie fühlt ihr Unrecht, und es fällt ihr schwer, Sie zu beleidigen. Lassen Sie mich bald Ihre Vergebung wissen; oder eilen Sie lieber selbst in die Arme Ihrer Sie liebenden Gemahlinn."

Der Eindruck, den dieser Brief am Hofe bewirkte, ist unbeschreiblich. Die Cavaliere standen bey seiner Vorlesung wie versteinert, und kalter Schauer durchbebte die Damen bey der Entdeckung dieser seltsamen, häuslichen Tugend. Alle wünschten dem Grafen Glück, ein so unerreichbares Muster von Sittsamkeit seine Gattinn nennen zu können, gaben ihm aber den wohlmeinenden Rath, ja auf der guten Frau Gesundheit bedacht

zu ſeyn; damit der Welt nicht frühzeitig ein ſo groſses Kleinod entzogen würde.

Chateaubriant dankte herzlich für die erhaltenen Glückwünſche und Rathſchläge, und ſtand nun da, befreyt von allem Verdachte, wie der Miſſethäter, der die Folter litt, und keine Sylbe bekannte. Er ſelbſt ſtaunte über die Feinheit des Briefes ſeiner Gemahlinn, und merkte deutlich, daſs die alte Keuſchheitswächterinn, mit Hülfe einiger Romane, dieſs kunſtreiche Werk zuſammen geſetzt hatte. Sein Endzweck war jetzt erreicht, ſeine Liſt gelungen, und er eilte, ſo bald es nur ſchicklich, mit der Entſchuldigung von dannen, daſs er für ſeine Gattinn in der gröſsten Beſorgniſs ſchwebe.

Von nun an lebte der eiferſüchtige Ehemann mit ſeiner gefangenen Gemahlinn ein Leben, das er ſich nicht ſüſser wünſchen konnte. Er hatte keinen Verfolger

mehr zu fürchten, und genofs in ſanfter Ruhe die Frucht ſeiner Klugheit. Oft erſchien er zwar noch am Hofe; aber man erkundigte ſich blofs nach ſeinem ſchönen Weibchen, wie nach einer Kranken, und das bedeutungsvolle Ackſelzucken, und der traurige Blick, womit der Liſtige dieſe Frage beantwortete, überhoben ihn auch endlich jeder Erinnerung an die Gefahr, worin ſein Ruf und ſeine Gemahlinn ehemahls geſchwebt hatten.

Jean de Foix, der Vater der Gräfinn, äufserte in ſeinen Briefen öfters das Verlangen die geliebte Tochter bey ſich zu ſehen; aber ſein Eidam wufste ſtets durch erregte Schwierigkeiten und hinaus geſchobene Hoffnungen dieſer Sehnſucht entgegen zu kommen, und hüthete ſich ſorgfältig, den Schwiegervater oder deſſen Gemahlinn auf ſein Schlofs einzuladen.

Der Zeitvertreib der guten Gräfinn hatte indefs eine andre Wendung bekom-

men. Sie ward Mutter eines liebenswürdigen Mädchens, eines Kindes, das an Schönheit nur ihr glich, und das von seiner Geburt an ihr Liebling, so wie ihre einzige Freude und Beschäftigung wurde. Die Stunden, die sonst das verlassne Weibchen mit Putz und Kleinigkeiten vertändelte, füllten jetzt ernstere Sorgen. Der Säugling an ihrer Brust schmückte sie in ihren eigenen Augen herrlicher, als des von Gold, Perlen und Edelsteinen schimmernde Gewand; und die Bewunderung der aufkeimenden Reize ihres Ebenbildes ergetzte sie mehr, als der Spiegel, der ihre eigene Schönheit zurück warf. Jahre vergingen im Rausche der mütterlichen Zärtlichkeit, und ihre noch unschuldvolle Seele hätte gewiss diesen Traum von Glückseligkeit, zur Freude des Grafen, noch länger fortgeträumt, wäre sie nicht von mächtiger Hand darin gestört worden, wäre ihr si-

cherer Gemahl nicht in eine Falle gegangen, die ihm ſeine eigene Liſt zubereitete, und worin man ihn, Trotz aller ſeiner Schlauheit, gefangen nahm.

Es war im Jahre 1515, als Frankreichs Thron ledig wurde, als Franz der Erſte denſelben beſtieg. Dieſer Monarch, der eifrigſte Verehrer des weiblichen Geſchlechts, wünſchte ſeinen Hof zum Sammelplatze der edelſten Schönheiten Galliens zu machen, und erkannte es daher für den gröſsten Dienſt, den man ihm zu leiſten vermöchte, wenn einer ſeiner Höflinge ein reizendes Weib ihm vorſtellte, oder ihn wenigſtens benachrichtigte, wo eines dergleichen anzutreffen wäre.

So raſtlos aber auch die unermüdete Schar der Cavaliere ſich beſtrebte, dem Verlangen ihres neuen Königes genug zu thun; ſo viele Kundſchafter auch durch das ganze Land geſandt wurden, um

alle wohlgebildete Damen im Gemählde oder in Perſon nach der Hauptſtadt zu liefern; ſo fand der Monarch doch immer noch vieles an den lieblichen Copien und Originalen auszuſetzen, ſo blieb doch ſein Herz immer noch kalt, ſo ſprach doch aus ſeinem Auge noch nicht das Entzücken der Bewunderung. Er ſchien ein ganz eigenes Ideal von weiblicher Vollkommenheit im Sinne zu haben, und je mehrere Schönheiten man ihm zuführte, deſto zweifelhafter ſchien er zu werden, ob ihm dieſs jemahls zu Geſichte kommen möchte.

Die Höflinge geriethen auſser ſich vor Geſchäftigkeit; der ganze Hof wimmelte von Brünetten und Blondinen; aber alle Mühe war umſonſt. Der König belohnte dieſs Streben und Ringen höchſtens mit einem gefälligen Lächeln, und begann nicht die mindeſte Anſtalt zu machen, dieſem oder jenem ſchönen Ge-

genſtande ſeine Aufmerkſamkeit zu ver-
rathen.

Schon waren die ſämmtlichen Cavaliere in Verzweiflung, ſchon waren ſie in Bereitſchaft, ihrem gefolterten Hirne den letzten Grad der Tortur zu geben; als plötzlich ein alter Bekannter nach Paris kam; als plötzlich ein Mann in ihrer Mitte erſchien, der ſie auf einmahl aus aller ihrer Verlegenheit riſs. Dieſer Mann aber war kein anderer, als unſer eiferſüchtige Ehegemahl, als Graf Chateaubriant.

Er hielt es jetzt für die höchſte Zeit, dem neuen Könige ſeine ſchuldige Ehrfurcht und Ergebenheit zu bezeigen, nahm ſich aber feſt vor, mit dieſem einem Mahle es für immer bewenden zu laſſen, und ſich ſodann nie mehr der Gefahr auszuſetzen, eine neue Verſuchung wegen ſeiner Françoiſe auszuſtehen. Auf alle Fälle erinnerte er bey ſeiner Abreiſe die Grä-

finn an die ſchon vor Jahr und Tag genommene Abrede, ſchärfte ihr von neuem die Bedeutung des zerbrochenen Ringes ein, verſicherte ſie aber dabey, daſs, wofern ſein Leben nicht in Gefahr käme, er ihr gewiſs nie die Hälfte des goldenen Reifes zuſchicken würde. Er war überzeugt, daſs dieſs nicht möglich wäre, tröſtete deſshalb ſeine erſchrockne Gattinn, und äuſserte die Vermuthung, daſs er wohl ſchwerlich glaubte, für dieſs Mahl nöthig zu haben, nur eine Zeile an ſie zu ſchreiben.

Froh und munter reiste Chateaubriant von ſeinem Schloſſe ab. Er kam nach Paris. Hilf, Himmel! was vernahm er hier! Schon war er bereit, ſeinen einſamen Wohnſitze wieder zuzueilen; aber ſeine Ankunft war entdeckt, und eine ganze Schar ſeiner ehemahligen Freunde kamen, ihm zu bewillkommen. Alle erkundigten ſich ſogleich nach den erſten

Freudenbezeigungen, wie sich seine Gattinn befände, und der zitternde Ehemann konnte kaum vor Versicherungen zu Athem kommen, dass sie noch ausserordentlich melancholisch sey, ja zu Zeiten ganz ausser sich selbst gerathe.

Alles seines Sträubens ungeachtet wurde der Graf im Triumpfe nach Hofe geführt. Der Monarch empfing ihm ausserordentlich gnädig, verhiess ihm in den huldreichsten Ausdrücken seine Gewogenheit, und würdigte ihm so gar einer Privatunterredung. Chateaubriant ahndete mit Schrecken den Gegenstand derselben, und es fand sich, dass ihn seine Ahndung nicht betrogen hatte.

Der König war bereits von der zwar noch nicht gesehenen, dennoch aber allgemein berühmten Schönheit der Tochter Jean de Foix unterrichtet, und eingenommen worden, und ersuchte den bebenden Gemahl derselben auf das herab-

laſſendſte, ihn mit dem Anblicke dieſes holden Geſchöpfes zu beglücken. Vergebens nahm Chateaubriant ſeine Zuflucht zu der alten Liſt. Es ſchien dem Könige unglaublich, daſs ein Weib von noch nicht zwanzig Jahren — ſo hoch war damahls Fzançoiſens Alter — ſo weit in der Entſagung gekommen ſeyn ſollte; daſs alle Ergetzungen nicht nur als nichtsbedeutend von ihr vermieden, ſondern ſogar verabſcheuet würden; und kurz, der gute Graf ſah ſich genöthiget, ſo feyerlich er auch die Krankheit ſeiner Gattinn betheuerte, abermahl einen Brief an dieſelbe zu ſchreiben, und ſie im Nahmen des Monarchen dringendſt zu erſuchen, auf das ſchleunigſte nach Paris zu kommen.

Der König überlas den Brief, fand ihn noch nicht einladend genug, und ſetzte mit eigener Hand eine Nachſchrift hinzu. So wurde dieſes Schreiben der Grä-

finn zugesandt, und indefs der eiferſüchtige Gemahl mit Gnade überhäuft, und durch Ehrenbezeugungen aller Art in dem Wahne erhalten, daſs man nicht das mindeſte, ſeiner Gattinn halber, von ihm argwöhne.

Der Gräfinn Antwort erſchien. Sie wurde dem Könige überbracht, und er fand zu nicht geringem Erſtaunen, eine förmliche Verweigerung der Bitte, die ihr Gemahl an ſie gethan hatte. Seine Nachſchrift war durch ein beſonderes Blatt beantwortet. Die Kunſt und Zierlichkeit des Ausdruckes ſchien dem Monarchen verdächtig; er wähnte keine wahre Empfindung, nur Zwang, nur Furcht zu entdecken, und entſchloſs ſich, eh' er noch dieſen Brief dem Gemahle der ſchönen Einſiedlerinn überreichte, einen Verſuch anzuſtellen, ob dieſe Geſinnungen auch wirklich die wahren ihrigen wären:

Graf Chateaubriant war ungefähr eine Woche lang von seinem Schlosse entfernt, als eines Morgens ein armseliger Greis sich demselben näherte; sein Haupt gebeugt von der Jahre Last, schien sich nach Ruhe zu sehnen, indess der schwankende Fuss seine letzten Kräfte anstrengte, eine Stätte zu erreichen, von deren Lage der müde Wanderer noch nicht vergewissert seyn musste; denn sein umher irrender Blick fragte um Rath, und flehte laut den Mitbruder um Zurechtweisung um Beystand an.

So kam der arme Alte auf des Grafen Schloss zugewankt. Mühsam unterstützte er den ermatteten Körper mit einem Weidenstabe, den seine dürre Rechte hielt, indess die Linke das Ende eines Sackes fasste, der auf seiner Schulter ruhte. Er harrte bey dem Eingange des Schlosses, als ob er neue Stärke sammeln wollte; warf endlich seinen Sack

auf die unterſte Stufe der Treppe, die zur Thür hinauf leitete, und lieſs ſich ſelbſt mit vieler Beſchwerde auf derſelben nieder.

Dieſs alles bemerkte ein alter Diener des Grafen, der, um ſich die Zeit zu verkürzen, zum Fenſter hinaus ſah. Er machte ſeine Betrachtungen über den guten Greis, ſtellte ſich bey ſeinem Anblicke recht lebendig das Elend des Menſchen vor, der in ſeinen alten Tagen auf dem Bettelſtabe herum ziehen müſſe, und dieſer Gedanke griff ihm, weil er ſelbſt alt war, ſo heftig an das Herz, daſs er ſogleich nach der Vorrathskammer eilte, einen Becher mit Wein füllte, ſich mit Brot und Fleiſch verſah, und zu dem armen Wanderer hinunter ſtieg.

Der Greis gerieth vor Freuden auſser ſich über die unverhofft kommende Stärkung, die ihm gereicht wurde; dankbar begann er ſogleich ſein unglückliches

Schickſal zu berichten, bey deſſen Anhörung Chateaubriants gutherziger Knecht ſich nicht der Thränen enthalten konnte.

Das Elend des Alten beſtand in nichts geringerem, als in den Leiden, die jenen unglücklichen König betrafen, deſſen Jammer Shakespeare ſo meiſterhaft dargeſtellt hat.

Wäre dem gutem Diener dieſe uralte Sage, ſo wie dem groſsen engliſchen Dichter zu Ohren gekommen; er würde ſchwerlich geglaubt haben, daſs die Natur mehrere ſolche Ungeheuer zeugen könnte, als jene zwey Königstöchter waren. Dieſe Quelle war ihm aber fremd, und er wünſchte herzlich dem gemiſshandelten Greiſe, ſeine letzte Hoffnung, ſeine jüngere Tochter, die nicht mehr und nicht weniger, als ihre Pflicht zu erfüllen verſprach, auf das baldigſte zu erreichen.

Der Alte lächelte über den frommen

Wunſch, und fing nun an, indem er ſein Frühſtück verzehrte, das Geſpräch auf andere Gegenſtände zu lenken; erkundigte ſich Anfangs obenhin nach dem Beſitzer dieſes Schloſſes, ging in ſeinen Fragen immer weiter und weiter; begehrte endlich zu wiſſen, warum die Gräfinn ihren Gemahl nicht nach der Reſidenz begleitet hätte, und gewann am Ende durch den warmen Antheil, den er an allen nahm, was ihm der Diener von ſeiner Herrſchaft kund that, ſo ſehr deſſelben Zutrauen, daſs er eingeladen wurde, in das Schloſs zu kommen.

Der Greis lieſs ſich nicht lange hierzu nöthigen. Am Arme ſeines Wohlthäters ſchlich er in das Schloſs und in das Bedientenzimmer hinein. Die ſämmtliche Dienerſchaft verſammelte ſich um ihn. Er muſste die Erzählung ſeines ſeltſamen Unglücks von neuem beginnen. Alle empfanden inniges Mitleid mit ihm; und

der ſchlaue Alte wuſste ſich des erworbenen Zutrauens ſo wohl zu bedienen, daſs er in kurzer Zeit alles heraus hatte, was er zu wiſſen begehrte. Der einfältigſte von Chateaubriants Knechten, entdeckte ihm, als einem lebensſatten Greiſe, in deſſen Bruſt jedes Geheimniſs ſicher ruhe, daſs ſein Herr, der Graf, die junge Gemahlinn gar ſtrenge halte, ſie in ſeiner Abweſenheit verſchlieſse, und die Schlüſſel zu ihren Zimmern dem Schloſsverwalter zur Verwahrung übergebe, entdeckte, mit einem Worte, das ganze bisherige Geheimniſs, ſelbſt den Handel mit dem zerbrochenen Ringe nicht ausgenommen, der durch die Schwatzhaftigkeit der alten Keuſchheitswächterinn auf dem Schloſſe zu einer bekannten Sache geworden war.

Mehr verlangte der neue König Lear nicht zu wiſſen. Er verſpürte jetzt die heiſseſte Sehnſucht nach ſeiner verſtoſse-

nen jüngſten Tochter, ergriff ſeinen Stab, und wanderte rüſtig zur Pforte hinaus. Die Diener freuten ſich über ſeine geſammelte Stärke, und die traurige Mähr, die er ihnen berichtet hatte, kam, ſo lange ſie lebten, nicht aus ihrem Gedächtniſſe.

König Franz ergrimmte, da ihm ſein getreuer Bothſchafter das Geheimniſs hinterbrachte, das ihm auf dem Schloſſe des Grafen zu Theile ward. Einen ſolchen Tyrannen hatte der Monarch nicht in Chateaubriant vermuthet. Dieſe Entdeckung machte die Sache der Gräfinn zu ſeiner eigenen. Er war König, alſo auch Schützer der Unſchuld, und hielt nunmehr das für ſeine Schuldigkeit, was er vorhin bloſs zu ſeinem Vergnügen ins Werk richten wollte. Die unglückliche Françoiſe muſste aus der Gewalt ihres Wüthrichs von Gatten befreyet werden: wie aber dieſs zu vollführen, ob mit

Liſt oder Gewalt? dieſs war eine Frage, die den König noch einige Zeit beſchäftigte, eh' er an die Bewerkſtelligung ſeines gefaſsten Entſchluſſes dachte.

Der Tyrann eines liebenswürdigen Weibes verdiente zwar keine Schonung; aber dieſs Weib ſelbſt, ihr Ruf, ihre Familie und ſelbſt das edle Geſchlecht des Frevlers verdiente ſie. Dieſe Betrachtung behielt endlich die Oberhand. „Liſt gegen Liſt; ſo," ſprach der Monarch; „ſoll es ſeyn!" und ſogleich wurden die nöthigen Anſtalten getroffen, den Grafen mit ſeiner eigenen Erfindung zu berücken.

Der vorhin erwähnte Kundſchafter übernahm auch dieſs Werk. Reichliche Belohnung vergröſserte ſeinen Eifer; und noch am Abende desſelben Tages überbrachte er dem Könige die Hälfte des goldenen Fingerreifes, die Chateaubriant in ſeiner Brieftaſche bey ſich führte. Noch dieſelbe Nacht wurde ein ähnlicher hal-

ber Ring von einem geſchickten Goldarbeiter verfertiget, und ehe noch der Graf ſeine Lagerſtätte verlieſs, war ſchon die neue Arbeit in ſeiner Brieftaſche. Sein eigener Kammerdiener verrieth ihn für eine volle Börſe; entwendete liſtiger Weiſe das edle Kleinod, und ſpielte das nachgemachte an deſſen Stelle.

Franz begann nun ſogleich an der Befreyung des unglücklichen Eheweibes zu arbeiten. Kaum war Chateaubriant angekleidet, als er beordert wurde, vor Seiner Majeſtät zu erſcheinen.

Der Graf vermuthete nichts weniger, als daſs jetzt die Reihe an ihm ſey, betrogen zu werden; ſondern glaubte, der Bothe mit dem Antwortſchreiben ſeiner folgſamen Gattinn würde angekommen, und der König nach dem Inhalte deſſelben begierig ſeyn. Schon machte er ſich deſshalb bereit, bey Eröffnung des Briefes troſtlos zu ſcheinen, dem Monarchen ei-

nen Fuſsfall zu thun, und ihm flehentlich zu bitten, den Ungehorſam ſeiner kranken Gemahlinn nicht mit verdienter Schärfe zu rügen, und weder ſie noch ihn durch Entziehung ſeiner Gnade unglücklich zu machen.

Aber wie erſtaunte der ſchlaue Graf, als er beym Eintritte in das königliche Gemach den Monarchen mit ernſter Miene, einen ſchon erbrochenen Brief in der Hand, auf ſich zukommen ſah. Wie verſteinert blieb er bey der Thüre ſtehen, und Franz hob alſo zu reden an:

„Chateaubriant, ich bin ſehr unzufrieden mit eurer Gemahlinn; aber noch weit unzufriedner mit euch. Mein Argwohn wird hinlänglich durch dieſen Brief gerechtfertiget. So kann kein Weib in der Blüthe ihrer Jahre ſchreiben, der nicht ein Tyrann zum Gatten wurde.

Der König ſchwieg. Chateaubriant erbebte, ſuchte ſich zu ſammeln, und fing

an, ſo gut er es in der Angſt vermochte, ſeine einſtudierte Rolle zu ſpielen, aber der Monarch blickte mit Verachtung auf ihn.

„Graf!" ſprach er, „ich thue mehr, als ich ſollte, wenn ich euch noch ein Mahl bitte, an eure Gemahlinn zu ſchreiben. Setzt euch, und nehmt Papier und Feder zur Hand."

Zitternd gehorchte Chateaubriant, und der König dictirte ihm folgenden Brief.

„Theure Gemahlinn!"

Ihre Weigerung, an dem Hofe zu erſcheinen, hat den Monarchen äuſserſt erzürnt. Er hat mir aufgegeben, Ihnen in ſeinem Nahmen anzudeuten, daſs er bey Verluſt ſeiner Gnade auf Ihre Ankunft in Paris beſteht. Ich ſelbſt wünſche jetzt Ihre Gegenwart von Herzen, und werde es für ein Zeichen ihrer wahren Liebe halten, wenn Sie, ſo bald, als möglich, Ihre Reiſe hierher antreten."

Der König empfing diesen Brief aus des Grafen Händen, las ihn aufmerksam durch, und entliefs sodann den Gepeinigten mit einer huldreichern Miene, als er bey Anfange dieser Unterredung angenommen hatte.

Chateaubriant eilte bebend nach seiner Wohnung, durchdachte hier genau, was er bey dieser neuen Gefahr, sein Alles zu verlieren, zu befürchten hätte, und fand bald zu seinem Troste, dafs die bisherige Sicherheit nicht vergeringert sey.

Der halbe Ring in seiner Brieftasche war noch vorhanden; wie konnte er also vermuthen, den Gegenstand seiner Sorgen in der Hauptstadt zu sehen. Indefs aber der eifersüchtige Ehemann die Feinheit der List, die ihn seit Jahren vor so grofsem Unglücke verwahret hatte, bewunderte; indefs er sich fest vornahm, so bald das neue abschlägliche Schreiben

ſeiner Gemahlinn angekommen ſeyn würde, ſogleich auf ſeine immerwährende Zurückziehung vom Hofe bedacht zu ſeyn; indeſs frohlockten ſeine Feinde, an deren Spitze der König ſtand, nicht minder, endlich nun bald das Ziel ihrer Wünſche erreicht zu haben.

Ein Eilbothe jagte ſonder Raſt nach dem Schloſſe des Grafen, und trug das wahre Pfand der eingebildeten Sicherheit in ſeinem Buſen. Er kam an, überreichte das Handſchreiben dem getreuen Schloſsverwalter, und dieſer ging ſogleich damit nach dem Gefängniſſe der Gräfinn.

Unbeſchreiblich iſt die Angſt, die die Bothſchaft der Freyheit in der Seele des guten, verblendeten Weibes bewirkte. Mehr als zehn Mahl wurde ihre Ringeshälfte mit der erhaltenen zuſammengepaſst; und ungeachtet ſie ſelbſt der treue Diener verſicherte, daſs es leider nur allzu gewiſs ſey, daſs die zerbrochenen

Stücke zu einander gehörten; ſo konnte ſie doch lange Zeit das Daſeyn des Augenblicks nicht begreifen, wovor ihr Gemahl von je her gezittert hatte, Seine letzten Worte, die der Graf bloſs zu Betheurung ſeiner wenigen Beſorgniſs hinzu fügte, die Worte — Ich müſste in Lebensgefahr ſeyn, wenn Sie dieſs Zeichen erhalten ſollten — dieſe ſchwebten jetzt mit allen ihren Schrecken aufs neue in der Gräfinn Gedächtniſs, und ihre Knie wankten, und ſie kam der Ohnmacht nahe.

Doch die Zeit war koſtbar, man muſste ſich entſchlieſsen. Schmerzlich war des armen Weibes Abſchied von ihrem bisherigen Zeitvertreibe, von ihrer einzigen Freude, von ihrer geliebten Tochter. Das ganze mütterliche Gefühl regte ſich in ihr, als ſie jetzt das noch nicht dreyjährige Kind an ihren Buſen preſste. Eine ſchauerliche Ahndung durchbebte ſie; die

Küſſe, die ſie auf ihrer Marie Mund drückte, däuchten ihr die letzten zu ſeyn. Schweres Herzens beſtieg ſie den Wagen. Allen Bedienten, ihr ſelbſt rannen die Thränen an der bleichen Wange herab. „Nie! nie!" rief ſie auſser ſich, „ſehe ich dieſes Schloſs wieder!"

Die freye, heitere Luft, die reizenden Ausſichten, die ungewohnte Bewegung — alles dieſs ſtimmte endlich wieder die Empfindung der Gräfinn fröhlicher. Die alte Kammerfrau, die ſie begleitete, merkte deutlich, daſs die Verwaltung ihres Amtes nunmehr zu Ende ginge, und ſuchte alles Mögliche hervor, ſich bey ihrer Gebietherinn noch recht beliebt zu machen. Ihr Beſtreben gelang. Die Gräfinn wurde durch ihren Zuſpruch und ihre Vorſpiegelungen von den bevorſtehenden glücklichen Zeiten nicht nur froheres Sinnes, ſondern verſprach ihr auch, ſie, ſo lange ſie lebte, nicht von ihrer Seite

zu laſſen; ein Verſprechen, welches Françoiſe auch hielt. Die Alte ſtarb bey ihr wenige Jahre nachher.

Überaus groſs war der Reiſenden Entzücken bey dem Anblicke von Paris. Ihre Beſorgniſs, ihr Gemahl und ſelbſt ihre Liebe für ihn waren vergeſſen; und da ſie nun am Hofe erſchien, und alles wie verſteinert, nach ihr hin ſtarrte, und alles, auſser ſich vor Bewunderung, rief: „Wie ſchön iſt ſie!" da kam die längſt genährte Eitelkeit, und flüſterte ihr ins Ohr: „Wie glücklich biſt du!"

Ein ſorgloſer Wanderer erſchrickt nicht heftiger, wenn bey heiterem Himmel plötzlich ein grauſer Donnerſchlag über ſeinem Haupte tönt, als unſer eiferſüchtiger Ehemann erſchrak, da er an den Hof kam, und ſeine Gemahlinn zur Rechten des Königs erblickte. Ohne den Eindruck zu bemerken, den ſeine reizende Gattinn bereits auf den feurigen Monar-

chen bewirkt hatte; ohne der Gluth in Franzens Auge zu gewahren, die frey geſtand: ich habe den Gegenſtand, der mir fehlte, gefunden; ohne das ſpötteln-de Gelächter und Geziſchel des verſam-melten Hofes zu vernehmen, ſtand er ſchon bloſs durch den Gedanken: dein Weib iſt hier! aller Faſſung beraubt da.

Der entzückte Monarch entdeckte lan-ge Zeit ſeine Gegenwart nicht. Ihn be-ſchäftigte jetzt einzig das holde Geſchöpf, das alles, was er von Vollkommenheit geträumt hatte, weit übertraf; ihn labte jedes Wort, das aus Françoiſens Munde floſs, und Stunden lang hätte Chateau-briant noch unbemerkt ſtehen können, wäre er von ſeiner Gattinn nicht erblickt worden.

Die Gräfinn verlieſs ihren Sitz, ſo bald ſie unter dem Gedränge der Gaffer ihren Mann anſichtig ward. Mit freudi-ger, unſchuldvoller Miene eilte ſie auf

ihn zu, und bebte zurück, da sie ihn mit knirrschenden Zähnen, mit geballter Faust, ein Bild der schrecklichsten Verzweiflung, vor sich sah. Der König näherte sich auch.

„Graf!" sprach er mit Herablassung, „ich verzeihe euch, dass ihr mich so lange des Vergnügens beraubtet, die schönste Dame meines Reiches kennen zu lernen. Folget meinem Beyspiele. Auch ihr habt zu verzeihen; aber keinem Andern als mir. Geht mit eurer edlen Gemahlinn in dieses Seitengemach, und unterrichtet euch von der Wahrheit dess, was ich euch gesagt habe."

Chateaubriant gehorchte; schüchtern und ungewiss folgte ihm seine Gattinn.

„Nun?" begann der verzweifelnde eifersüchtige bitter lächelnd, „nun, schöne Gräfinn, was haben Sie mir noch zu sagen? Ihre Zusage ist trefflich erfüllt!" —

„Wie?" erwiederte Françoiſe verwundert, „habe ich nicht redlich mein Verſprechen gehalten? habe ich mich nicht ſogleich, als ich den andern Theil des Ringes empfing, auf den Weg nach Paris begeben?"

Der Graf hielt dieſe Rede für Spott. Bis zur Raſerey gebracht, ſtampfte er mit dem Fuſse, und eilte, das Zimmer zu verlaſſen; aber die Gräfinn folgte ihm, langte den Brief ſammt den beyden Theilen des Ringes hervor, und rief, indem ſie ihn dem zornigen Gemahle darboth, „hier ſehen Sie ſelbſt, ob ich anders handeln konnte. Die Stücke paſſen an einander; es iſt Ihr zerbrochener Ring."

Schrecklich war bisher des gefolterten Eiferſüchtigen Lage geweſen, aber bey dieſer Entdeckung wurde ſie noch ſchrecklicher.

„Ha!" rief er, da ſeine Wuth ihm Worte erlaubte, „ha, ſo iſt denn dieſe Stunde ganz beſtimmt, mich zu vernichten!

Verfluchte Lift, die mich ſo ſicher machte; verfluchter Eigendünkel, der mich zu Grunde richtete! unwiederbringlich iſt meine Ehre verloren. Ein Geſpött des Hofes, der Stadt, der ganzen Welt! — O, ich muſs fort, fort, und meine Schande verbergen!"

Flehend eilte das zitternde Weib ihrem Gatten nach, der nunmehr zur Thür hinaus ſtürmte; aber er ſtieſs ſie zurück, und König Franz kam mit ſeinem Hofſtaat eben zu Hülfe, als ſie ihm weiter nach, als ſie das Zimmer verlaſſen wollte. Man tröſtete ſie, man verſicherte ſie, daſs ſich der Unmuth ihres Gemahls legen würde; und der Monarch entwarf auf der Stelle den Plan, ihn zu einer der höchſten Ehrenſtellen zu erheben.

Er gab ſogleich Befehl, den Grafen aufzuſuchen, zu beſänftigen, und zurück zu bringen; aber die Mühe der Höflinge, die dieſe Ordre vollziehen ſollten,

war vergeblich. Der wüthende Eiferſüchtige lachte ihnen ins Geſicht; ſchalt auf ſie und ihren König, und eilte, ſo ſchnell er nur vermochte, ſeinem einſamen Schloſſe zu. Hier gewahrte er erſt des groſsen Verluſtes, den er gelitten hatte. Jeder Gegenſtand mahnte ihn an verfloſſene Glückſeligkeit. Tauſend Mahl bereute er ſeine allzu groſse Hitze; tauſend Mahl peinigte er ſich mit der Vorſtellung: du hätteſt erwarten ſollen, was des Königs eigentliche Abſicht bey dieſer deiner Täuſchung war; aber jetzt hatte er bereits mit dem Hofe und ſeiner Gemahlinn gebrochen, und hielt es bey ſeinen ſtrengen Grundſätzen von Ehre für die gröſste Schmach, ſelbſt den glänzenden Vorſchlägen Gehör zu geben, die, ſeiner unbeſonnenen Wuth ungeachtet, von Seite des Monarchen noch an ihn gethan wurden. Halsſtarrig ſchlug er unaufhörlich auch das Anerbiethen der Gräfinn

zur Verſöhnung aus, bis er endlich mit Schrecken bemerkte, daſs es zu ſpät, daſs ſeine Gemahlinn verloren ſey.

Es iſt wahr, man konnte nichts Schöneres ſehen, als die zwanzigjährige Gattinn des Grafen Chateaubriant. Ihre Reize waren durch den faſt immerwährenden Aufenthalt im Zimmer bewahret und erhöhet worden. Die Feinheit und Weiſe ihrer Haut hatte gewonnen, indeſs die ſtille Einſamkeit ihrem groſsen blauen Auge etwas Schmachtendes mittheilte, das um deſto mehr anzog, da man von den Leiden ihrer Jugend, von ihrem ſtrengen fünfjährigen Gefängniſſe unterrichtet war. Derſelbe Zauber, der im Auge lag, verbreitete ſich über alle Züge ihres Geſichts, über ihren ganzen, edelgeformten Körper; und ſo wurde die Gröſse ihrer Schönheit zweyfach vermehrt, ſo reizte das holde Weib nicht nur, ſie rührte.

Wer mag es alſo dem Manne verden-

ken, deſſen Wünſche von jeher als Be-
fehle galten, wer mag es dem feurigen Franz verargen, daſs er nicht ſtark genug war, zu entſagen, wo er genieſsen konnte, wo er gleichſam zu dieſem Genuſse berechtiget wurde, da er die Unſchuld aus den Händen ihres Peinigers rettete, da ſelbſt dieſer Peiniger die Unſchuld verlieſs, und auf keine Weiſe zur Verſöhnung mit ihr zu bewegen war.

Ich will dem Monarchen wegen dem, was nun folgt, nicht gänzlich entſchuldigen; aber der Erzähler, deſſen Hauptabſicht zu intereſſiren iſt, muſs, ſo viel, als möglich, das gehäſſige Licht abzuwenden ſtreben, worin ſeine Helden erſcheinen könnten.

Der Hang zur Eitelkeit, der von Jugend auf in Françoiſens Herz gelegt, der ſelbſt anfänglich in ihrer Einſamkeit ſo mächtig unterhalten wurde, wuchs binnen kurzer Zeit in ſeinem Elemente, am

Hofe, bis zur Leidenſchaft. Als Favoritinn des Monarches konnte es der Grässinn nicht fehlen, daſs ihr bald die Rechte der erſten Dame eingeräumt wurden. Jeder mühte ſich, ihr zu gefallen; in jedem Auge las ſie jetzt, was ihr ſonſt unvollkommen der Spiegel zurief, und der edelgebildete, huldreiche König hielt es für ſeine Pflicht, für ſein eigenes Vergnügen, ihr dieſe ſtumme Sprache unaufhörlich zu verdollmetſchen.

So erhob ſich allmählig in dem Herzen der Gräfinn Stolz und Herrſchſucht. Bald fand ſie unbegreiflich, daſs ein Landedelmann es wagen durfte, ſolch' einem Geſchöpfe, wie ſie war, ſeine Hand anzutragen; fand es für mehr, als Frevel, eine Schönheit, wie ſie, fünf Jahre lang einzukerkern, und hielt es für eine groſse Gnade des Monarchen, daſs er den Miſſethäter, der dieſes Verbrechen beging, nicht mit möglichſter

Schärfe beſtrafte. Dieſe Betrachtung, die ihrem noch ungebildeten Verſtande unzubezweifelnde Wahrheit zu ſeyn ſchien, wurde bey dem leiſeſten Winke von jedem Höflinge, und ſelbſt von dem Könige beſtätiget.

Mit innigſter Verachtung ſprach man von ihrem Gemahl, ermunterte ſie zu noch gröſserem Haſſe gegen denſelben, und machte es ihr zur Pflicht, gegen den, der ihr die Freyheit wieder gab, als gegen den Schöpfer ihres Glücks, dankbar zu ſeyn.

Die gute Gräfinn glaubte aufs Wort, was man ihr ſagte, und ſchloſs ſich immer feſter und feſter an ihren Retter. Diejenigen, die ſie vor dem Labyrinthe warnen ſollten, worein ihr Fuſs zu wandern bereit ſtand, ihre Ältern, ihre Geſchwiſter, ſchwiegen aus allzu groſser Nachſicht, vielleicht ihres eigenen Vortheils halber; denn die Geſchichte berichtet:

zwey Brüder der ſchönen Françoiſe de Foix wurden zu Marſchällen erhoben; kurz, König Franz ward Sieger, ſo bald er es im Ernſte zu ſeyn verlangte.

Die Gräfinn begann nun ein Leben, das glücklich genannt zu werden verdiente, wäre ſeine Dauer gegründet geweſen. Ihr königlicher Liebhaber hielt es für ſeine ſüſſeſte Beſchäftigung, ihre mindeſte Neigung zu erſpähen, und ohne Zeitverluſt zu befriedigen. Der ganze Hof folgte dem Beyſpiele des Monarchen. Es ſchien kein König mehr, nur eine Königinn zu ſeyn.

Indeſs war auch ſelbſt in dieſen glücklichen Tagen ein Kummer vorhanden, der in einſamen Stunden, die bey aller ihrer Liebe zur Eitelkeit die Gräfinn dennoch zuweilen gefliſſentlich ſuchte, ihre Seele mit Betrübniſs erfüllte. Françoiſe war Mutter, und muſste ihre geliebte Marie entbehren. Der erzürnte Gemahl,

verſagte ihr, alles Flehens ungeachtet, die Freude, ihres Lieblings länger zu pflegen, und erzog das Kind auf ſeinem eigenen Schloſſe. Zwar genoſs in der Folge ihr zärtliches Herz noch der Wonne, von einer zweyten liebenswürdigen Tochter ſich Mutter nennen zu hören; aber ſelbſt dieſer neue Gewinn vermochte ſie nicht gänzlich für den erlittenen Verluſt zu entſchädigen.

Zehn Jahre gingen im Wohlleben dahin. König Franz entdeckte Anfangs mit jedem Tage neue, bewundernswürdige Eigenſchaften an ſeiner Geliebten, und ob er gleich weiterhin zuweilen auf Abwege gerieth, ſo kehrte er doch ſtets, der ergebenſte, zärtlichſte Liebhaber, zu ſeiner theuern Françoiſe zurück.

Alle Liſt, alle Cabale, die von den neidiſchen Damen des Hofes angewendet wurde, der Gräfinn zu ſchaden, prallte wie Hagel vom Felſen zurück, und ver-

darb oft ſeinen eigenen Erfinder. Nichts konnte der Glücklichen die Liebe des Königs entreiſsen. Sie ſchien den Monarchen auf immer gefeſſelt zu haben, und man wurde endlich müde, nach dem Falle einer Perſon zu ſtreben, die mit einem Winke, jeden, der dieſes kühne Wagſtück unternahm, zu vernichten fähig war. Doch das Schickſal kehrte ſich nicht an die Macht, die unſere Gräfinn über Franz beſaſs; es untergrub des Königs eigene Ruhe, und ſo ſank ſeine ſtolze Gebietherinn von ſelbſt dahin.

Im Jahre 1525 erſcholl die Trommete des Krieges, und Franz rüſtete ſich zu einem Feldzuge nach Italien. Ach! es war ein trauriger Augenblick, als er ſeine holde Françoiſe das letzte Mahl umarmte. „Gehab Dich wohl!" ſprach er. „Schützt mich die Liebe; ſo kehre ich bald wieder. Ich ſtreite für Dich, Theure. In deinem Nahmen dringe ich in den

Feind; Dein Bild soll mir Muth geben; von Deiner Hand will ich mit dem Lorberkranze geschmükt werden.

Françoise hatte nicht den Muth, der ihren königlichen Geliebten begeisterte. Bange Ahndungen durchschauerten ihre Seele, wie damahls, da sie das Schloss ihres Gemahls verliess, wie damahls, da sie auf den Mund ihrer Marie, die letzten Küsse drückte.

„Nimmer, nimmer sehe ich euch wieder!" stammelte sie schluchzend; „des Feindes Schwert wird euch hinweg raffen, und jammervoll wird das Loos meiner Zukunft seyn."

Sie sang ihren Schwanengesang, die gute Françoise. Nie sah sie ihren Geliebten wieder, und mehr als jammervoll war das Loos ihrer Zukunft.

Der Zug ging fort. Franz kämpfte mit Unglück, und ward noch dasselbe Jahr in einer Schlacht bey Pavia gefangen.

Man führte ihn nach Madrit, und die Nachricht von dieſer Schmach erfüllte ganz Paris mit Entſetzen. Von der Stunde an, da dieſe Bothſchaft ankam, war für Françoiſe kein froher Augenblick in der Welt mehr. Man ſchrie laut gegen ſie auf, zeihte ſie, den König zur Sünde, zum Ehebruche verleitet, und dadurch über ihn, über ſein Heer und über ſein ganzes Land Verderben gerufen zu haben. Alle ihre niedergeſchmetterten Verfolger erhoben ſich jetzt mit deſto ſtärkerem Muthe, mit deſto gröſserer Grauſamkeit. Für ſie war keine Zuflucht mehr. Die Wenigen, die ſie noch gern geſchützt hätten, vermochten nichts gegen die Menge; zumahl da ſich die Königinn Mutter Louiſe von Savoyen zum Oberhaupte der Verſchwörung gegen die unglückliche Gräfinn aufwarf. Bis zur äuſſerſten Erniedrigung gebracht, ergriff ſie endlich einen Rath, den ihr Verzweif-

lung eingab, und der das Maſs ihres Elends vollkommen machte.

Françoiſe ſchrieb an ihren Gemahl, den Grafen von Chateaubriant, ſtellte ihm lebhaft ihren Jammer vor, und flehte ihn um Rettung, um Verſöhnung an. Der Stolze ſtaunte, als er dieſen Brief erhielt; aber ſein Staunen verlor ſich plötzlich in Freude; denn nun war die Stunde gekommen, wo er Rache zu nehmen vermochte; Rache für die Schande, die man ihm anthat, Rache für ſeinen Gram, ſeine Leiden, Rache an dem Gegenſtande und durch dieſen auch an dem Urheber derſelben.

Er ſchrieb ſogleich einen Brief, worin er den Groſsmüthigen ſpielte, ſchrieb von Verzeihung unter dem Bedinge der Beſſerung, und lockte ſo die arme Verfolgte in ihr ehemahliges Gefängniſs nach ſeinem Schloſſe zurück.

Die Gräfinn kam an. Bleich ſah ihre

Wange, angſtvoll blickte ihr Auge; wenig Spur von ihrem vorigen groſsem Reize war noch zu entdecken. Ihre jetzt siebenjährige Tochter begleitete ſie. So bald ſie ihren Gemahl anſichtig ward, der ihr ſchadenfroh bis an die Schloſspforte entgegen eilte, ſank ſie auf ihre Knie, hob flehend ihre gerungenen Hände empor, und rief weinend und in gebrochenen Tönen: „Vergebung!" Aber alles dieſs war nicht fähig, den Wüthrich zu rühren. Ohne ſie zu begrüſsen, ohne ein Wort zu ſprechen, ergriff er ihre Hand, und leitete ſie bis an die Thür des ihr wohl bekannten Kerkers.

Alle Zimmer waren noch ſo, wie ſie Françoiſe vor zehn Jahren verlieſs; und ſchmerzhafte Empfindungen durchdrangen bey dieſem Anblicke ihre Seele; nur das äuſserſte Gemach, ſonſt ihr Schlafcabinett, war anders, war gräſslicher. Die Flügel rauſchten aus einander, und

dem Auge der Gräfinn zeigte ſich ein Ort, der zu einem Leichenbegängniſſe beſtimmt zu ſeyn ſchien. Rings umher verhüllten ſchwarze Tücher die Wände, auch der Boden und die Decke waren damit belegt. Aus der Mitte der letztern hing eine Lampe herab, die mit bleichem, todtenähnlichen Schimmer die ohne dieſs ſchon grauſende Stätte erhellte. Alle Meublen waren ſchwarz bekleidet. Eine Gruft ſieht nicht gräulicher, als dieſer Aufenthalt. Kaltes Beben durchzitterte der Unglücklichen Gebein; ſie blickte mit forſchender Angſt nach ihrem Gemahle, der ſich mit Wolluſt an ihrem Schrecken weidete.

„Hier in dieſem engen Bezirke," hob endlich der Grauſame ſpottend an, „hier ſollen Sie weilen, Madame, bis Ihr königlicher Geliebter Sie aufs neue befreyt!" und mit teufliſchem Hohngelächter ſtieſs er die Verlaſsne ſammt ihrer Tochter in

das ſchauerliche Gemach hinein, und verwahrte feſt die Thür desſelben.

Sechs Monathe lang brachte die Unglückliche in der härteſten Gefangenſchaft hin. Ihre Koſt war kärglich; oft aſs ſie dieſelbe mit ihren Thränen benetzt. Gram und Kummer verſtatteten ihr keinen heiteren Augenblick; kein ſanfter Schlaf erquickte ſie. Ihre einzige Hoffnung war der Tod; und auch dieſe einzige Hoffnung wurde ſchrecklich durch den Anblick ihres ſiebenjährigen Kindes verbittert. Mehr, als zehn Mahl liefs ſie den Grafen anflehen, ihr nur auf eine Stunde den Zuſpruch ihrer ältern Tochter zu vergönnen; aber der harte Mann war nicht dazu zu bringen. Wohlbedachtſam hatte er jenes Mädchen noch vor der Ankunft ihrer Mutter von ſeinem Schloſſe entfernt, und liefs jedes Mahl, auf die ergangene Bitte ſeiner Gattinn vermelden, daſs ſie nicht würdig ſey, ſeine leibliche

Tochter zu ſehen, und daſs ihr wohl ohne dieſs die Geſellſchaft des königlichen Baſtarts angenehmer ſeyn würde.

Die Dulderinn litt indeſs bey allem dieſen Jammer ſtandhaft: und wollte die Verzweiflung ſie übermannen, ſo tröſtete ſie ſich mit dem Gedanken, daſs ihre Leiden nicht höher ſteigen, daſs ſie endlich doch ein Ende gewinnen müſsten. Dieſes Ende nahete ſich nunmehr. Man hoffte in der Reſidenz, bald den König wieder zu ſehen, und Chateaubriant ſäumte nicht länger, ſein grauſames Werk zu krönen.

Eines Morgens, da ſeine unglückliche Gemahlinn ſo eben ihr von Thränen naſſes Lager verlaſſen hatte, trat er plötzlich in ihr Gefängniſs. Es war das erſte Mahl, daſs er ſie ſeit ihrer Einkerkerung beſuchte; und das arme Weib zitterte, wie die Unſchuld beym Anblicke des ungerechten, erbitterten Richters. Wild und grimmig trat der Graf herein;

Rache und Blutdurft ſprachen aus ſeiner Miene, und aus ſeinen funkelnden Augen ſprühte deutlich die Verſicherung, daſs er bereit ſey, ſeinen tollen Muth zu kühlen, und das Schlachtopfer ſeiner Unmenſchlichkeit zu vollziehen. Hinter ihm kamen mit ſchauerlichem Ernſte zwey unbekannte Männer herein getreten, und dieſen folgten einige Bedienten mit Becken und anderen Geſchirren. Die Gräfinn harrte, wie in Stein verwandelt, was da beginnen ſollte. Der Zug ſtellte ſich indeſs in Ordnung, und Chateaubriant verſchloſs ſorgfältig die Thür.

„Nun," begann er endlich mit einer Stimme, die nahen Tod verkündigte, „nun, treuloſe Buhlerinn! die Zeit iſt nahe, wo dein königlicher Liebhaber zurück kommen wird; aber hoffe nicht, daſs es ihm gelingen werde, deine Freyheit zu erringen! die Stunde der Rache iſt da! bereite dich! du muſst ſterben!"

Der Gedanke an Tod und Sterben war ſchon längſt der Gräfinn geläufig worden. Oft hatte ſie darüber nachgedacht, wie leicht es ihr werden würde, den Tod zu leiden; aber die unvermuthete Nachricht von dieſem ſo nahen Bothen der ewigen Ruhe erfüllte ſie dennoch mit gräſslicher Angſt.

„Sterben? Sterben?" — jammerte ſie laut, und ſank dem Barbaren von Gemahl zu Füſsen.

„Sterben? Sterben?" — jammerte das ſchuldloſe, unerzogne Kind, das ſo eben durch den Eintritt des Grafen und ſeiner Henker aus einem ſanften Schlummer erwecket wurde.

„Ha! biſt du auch da, verfluchte Brut!" brüllte der Wüthrich, und befahl das weinende Mädchen aus dem Zimmer zu werfen. Vergebens flehte die Gräfinn, vergebens ſchrie und bath das Kind, es mit ſeiner Mutter ſterben zu laſſen. Es wurde hinaus

geſchleppt, und der zärtlichen Mutter auch der letzte Abſchied von ihm verweigert.

Jetzt ward ſogleich zu dem ſataniſchen Werke geſchritten. Die fremden Männer waren Wundärzte. Man riſs das Obergewand von der Unglücklichen Leibe, entblöſste ihre Arme und Füſse, und die ſcharf geſchliffenen Lanzetten durchſchnitten eine Ader nach der andern. Gleich einer Quelle rieſelte das roſenfarbne Blut an den weiſsen, marmornen Gliedern herab. Kurze Zeit, und das Haupt der Märterinn ſank, ihr Auge ſchloſs ſich, und ihr Athem verlor ſich.

Bis hierher hatte das Scheuſal von Menſchen, hatte der Henker ſeiner Gattinn mit kaltem Ernſte dem Jammerſchauſpiele zugeſehen. Jetzt, da die Bruſt der bald ausgebluteten Unſchuld ſich matter und matter hob, jetzt, da ſich ihr Haupt tiefer und tiefer neigte; jetzt faſste ihn plötzlich Grauen und Entſetzen. Fürchterlich

loderte die Flamme der Hölle, die Qual des Gewiſſens, in ſeiner Bruſt auf. Angſtvoll wendete er den Blick, verhüllte das Haupt, und floh, von ſeinem böſen Geiſte verfolgt, hinaus in die Wüſte, wo Körper und Seele der raſtloſen Pein erlag, und ſeine Beſinnung in Nichts ſich verlor.

Der Unmenſch ſammelte ſich wieder, aber bloſs um ein längeres Gericht zu erdulden. Seine Ruhe war auf immer dahin. Und ob er gleich wieder nach einiger Zeit in ſein Vaterland, woraus er nach dem verübten Morde floh, zurück berufen wurde, und auf Montmorency's Fürſprache völlige Vergebung erhielt, ſo kehrte doch nie wieder Friede in ſeine Seele zurück, und ſeine letzte Stunde war furchtbar, wie die letzte Stunde des Sünders, den, ehe er noch vor den Stuhl des ewigen Richters tritt, ſein eigenes Gewiſſen verdammt.

Die

Kryſtallſeherinn.

Eine

Zaubergeſchichte.

Irmgard — die getreue Irmgard ſaſs in der Laube im kleinen Gärtchen. Der Mond ſchimmerte traurig hinter düſterem Gewölke hervor, und warf einen matten Strahl auf die bleiche Wange der bekümmerten Dirne. Ein Thränchen nach dem andern entfloſs ihrem gebrochenen Auge; ein Seufzer nach dem andern entfloh ihrer beklommenen Bruſt; reichlicher rannen endlich die Thränen; lauter hallten die Seufzer; freyer und freyer ward es der Troſtloſen um das Herz; ihr Gefühl löſete ſich endlich in Gedanken auf, und bald ergoſs der Mund ihren Schmerz alſo:

„Albert — Albert! mir ſo theuer vor allen! — Albert! Albert! Trauter, Geliebter! wo weileſt du? — Ach, ſicher ſchon lange — ſchon lange ein Raub des Todes — des ſchrecklichſten, furchtbarſten Todes! — Ha, ich ſehe dich! — dort — dort kämpfeſt du mit den Wellen! — dort — dort öffnet ſich das Grab! — Nimm ſie mit dir — nimm ſie mit dir, deine getreue Irmgard! — Ach, ohne Albert — ohne dich, Vermählter meiner Seele, wie mag da Irmgard dauern — leben — Freude faſſen! — Er hört nicht — Er hört nicht den Ruf ſeiner Braut; — hört nicht das Jammergeſchrey ſeiner Verlaſſenen; — ſieht nicht ihre Angſt! — ihre Verzweiflung — Nun wohl dann! hinweg von der Welt — hinweg von dem Orte des Elends! ihm nach! zu ihm — zu ihm, dem Treuloſen! zu ihm, dem Verräther! — O nein, nein! zu ihm, dem Geliebten — Verlobten — Getreuen!"—

Irmgard erhob ſich, ſtreckte verlangend ihre Arme aus, und ſank wieder faſſungslos auf ihre Moosbank zurück.

Indeſs hatte ſich Clärchen, Irmgards Geſpielinn und Freundinn durch das Hinterpförtchen in den Garten geſchlichen, hatte die letzte Hälfte von dem Selbſtgeſpräche der jammernden Braut vernommen, und trat nun hervor, mit ſüſsem Troſte das Herz der Leidenden zu erquicken; aber all ihr Beſtreben, alle ihre ſüſsen, koſenden Worte fruchteten nichts. Irmgard wähnte, Eigennutz leite ihre Freundinn; Irmgard wähnte, das Glück ihres Bruders läge Clärchen am Herzen; und deſshalb verwarf ſie ihren Troſt, deſshalb hörte ſie nicht auf ihr Flehen, deſshalb bath ſie endlich ſo gar die Tröſterinn, zu ſchweigen.

Clärchen gehorchte: ſie ſchwieg; aber ihr Schweigen war beredter, als all ihr bisheriges Sprechen. Das gute Kind ver-

mochte die Pein nicht zu ertragen, von der, die sie so zärtlich liebte, von ihrer wärmsten Freundinn verkannt zu seyn; der Schmerz brach ihr das Herz; ein Thränenstrom flos ihre Wangen herab, und die gutherzige Irmgard schlos die Gekränkte in ihre Arme, preste sie an ihre Brust, und flehte unter den innigsten Küssen um Vergebung.

„Freundinn!" begann Clärchen aufs neue, „du dauerst mich herzlich; ich liebe meinen Bruder; doch, fürchte ich, werde ich ihn noch hassen müssen, da er meine Vertraute, da er meine liebe Irmgard unglücklich machen will; aber sollte denn kein Ausweg — sollte denn? — doch nein, nein! du wirst, du kannst nicht aufhören, Albert zu lieben, und gewis — gewis lebt er noch, und wird kommen, seine Irmgard vor das Altar zu führen."

„Du schwärmst, Schwester! Mein Al-

bert iſt todt; das Meer verſchlang ihn, und ich bin grenzenlos elend!"

„Ja, Traute, das biſt du; aber nur ſo lange, als du in Ungewiſsheit ſchwebeſt."

„Ich zweifle an Alberts Tode; wie mancher ging nicht ſchon zur See, gab Jahre lang keine Nachricht von ſich, wurde von Freunden und Verwandten als verloren betrauert, und erſchien dann erſt mit Schätzen beladen, wenn er ſchon lange vergeſſen war; auch dein Albert, auch er kann" —

„Schweſter — Schweſter! um Gottes willen ſchone meiner! Täuſche mich nicht mit eitlen Hoffnungen; zerreiſse nicht mein Herz mit Vorſtellungen von Seligkeit, die ich nicht faſſen darf, da ſchon in acht Tagen" —

„Und ſollte morgen dein Hochzeittag ſeyn; das ſollte dich nicht hindern, in neuer Hoffnung aufzuleben; dieſe Ge-

wiſsheit, wonach ich mit dir zugleich ſchmachte, ſollteſt du, erforderte es die Noth, heute noch haben!" —

„Heute noch? — Clara, wo biſt du? dein Mitleid verblendet dir die Sinne!"

„Nicht alſo, Schweſter! ich liebe dich, und Liebe — o die vermag ja alles! Höre meinen Vorſchlag; gefällt er dir, ſo gehe das Werk morgen ſchon vor ſich; gefällt er dir nicht; — je nun, da wollen wir ſehen, wie dir auf andere Art Hülfe zu ſchaffen iſt."

„Ich will alles, was du willſt; ſprich, liebe Clara! — ſprich!"

Clara ſann noch ein Weilchen nach, rückte dann näher zu ihrer Freundinn, und fuhr geheimniſsvoll fort:

„Irmgard, iſt dir die weiſe Frau im nächſten Dorfe bekannt?"

Irmgard ſtaunte. — „Wohl," erwiederte ſie, „habe ich mancherley von ihr gehört; aber ſollte ihre Kunſt gegründet ſeyn?"

„Daran zweifelt in unſerm ganzen Städtchen keine Seele mehr. Kaum iſt dieſem, oder jenem etwas verloren gegangen, gleich wird nach der Mutter Elſe geſchickt, und noch niemahl hat es ſich getroffen, daſs ſie den Dieb nicht heraus gebracht hätte."

„Das iſt viel; aber mein Vater" —

„Dein Vater iſt ein guter Mann; aber in dieſem Stück — doch du wirſt wohl wiſſen, was unſere Geiſtlichkeit von ihm hält; er denkt in manchem freyer, als er ſollte, und als es einem guten Chriſten geziemt. Du muſst ihm daher von unſerem Vorhaben nicht das mindeſte entdecken; morgen, begibt ſich mein Bruder noch vor Mitternacht auf den Anſtand; meine Mutter geht immer zeitig zu Bette; durch einen getreuen Jägerburſchen laſſe ich die weiſe Frau, wofern ſie nicht morgen ohne dieſs ſchon in der Stadt iſt, zu uns beſtellen; du ſchleichſt

dich durch dein Gartenpförtchen, kommſt zu mir, alles iſt dann ſchon bereit, und auf dieſe Weiſe wird von der ganzen Geſchichte niemand ein Wort erfahren."

„Alles recht gut; aber wozu ſoll es führen?"

„Wozu es führen ſoll? — Irmgard, wo biſt du? zwingt dich denn dein Vater, meinen Bruder zu ehlichen? haſt du denn nicht ſelbſt ja geſagt, und ſo dann erſt gefunden, daſs du unrecht handelſt, deinem Albert das Wort zu brechen, da du nicht weiſst, ob er auch wirklich todt ſey?"

„Du haſt Recht, Schweſter; ich danke dir für deinen Rath; mit dem Glockenſchlag zwölf bin ich morgen zu Nacht bey dir."

„Und bis dahin verſprich mir, ruhig zu ſeyn!"

„Ich verſpreche es."

„Für heute alſo genug. Gute Nacht, liebe Schweſter!"

„Gute Nacht, Clara, gute Nacht!"

Clärchen hüpfte munter zum Gartenpförtchen hinaus, und Irmgard ging mit erleichtertem Herzen nach ihrer Schlafkammer."

Es iſt wahr, Irmgard hatte ſelbſt ja geſagt, hatte freywillig ja geſagt; wenn anders das Ja verdient; freywillig genannt zu werden, das Liſt, Überredung, väterlicher Wunſch und Vorſpiegelungen von groſsem bevorſtehenden Glücke bewirken.

Irmgard war und blieb ihrem Albert getreu; verblendet ſprach ſie das entſcheidende Wort aus; bald aber wich der Rauſch, der ihre Sinne gefeſſelt hielt, und grauſer Schmerz und folternder Jammer belaſtete der guten Dirne Seele.

Die Nacht erſchien — die Nacht, beſtimmt zu einem Unternehmen furchtbar und grauerlich. Die alte Zauberinn ſchlich

mit wankendem Fuſse herbey, und verbarg ſich im nahen Gebüſch, bis daſs die Stunde ſchlug, die das lebenslange Glück oder Unglück zweyer Menſchen entſcheiden ſollte.

Die Glocke ſchlug. Der heulende Sturm verwehte ihren Schall, und löſchte die Leuchte, die Irmgard ſchneller zu ihrer Freundinn befördern ſollte. Zitternd gelangte endlich das arme Kind zu Clärchens Hauſe. Der Freundinn getreuer Arm umfaſste ſie, und ſüſser Troſt floſs mit dieſer Umarmung in der Bebenden Seele.

„Alles iſt bereit!" liſpelte Clärchen. „Komm, Schweſter! Faſſe Muth, und ſey ſtandhaft."

Die beyden Mädchen traten in das Gemach. Die Zauberinn ſtand ſchon in voller Arbeit; ſie hatte ſchwarze Kreiſe, mit magiſchen Figuren verziert, auf den Boden gezeichnet, hatte in der Zirkel

Mitte einen Tiſch geſetzt, den ein ſchwarzes Tuch verhüllte, worauf eine Lampe ſtand, die, mit Spiritus gefüllt, hell empor loderte, und einen bleichen todtenähnlichen Schimmer auf den Geſichtern der Anweſenden verbreitete.

Jetzt war die Zauberinn beſchäftiget, einiges Rauchwerk zu entzünden, und indem ſie mit ſtieren Augen und gräſslicher Geberde in den Kohlennapf blieſs, ſchien ſie nicht zu bemerken, daſs Irmgard und ihre Freudinn zu ihr herein traten.

Nunmehr war die Arbeit vollbracht. Eine dicke Rauchſäule dehnte ſich ſchauderhaft empor, und erfüllte das Gemach mit betäubendem Dunſte. Die Alte ſäumte indeſs nicht; ſie hohlte eine groſse kryſtallene Kugel herbey, legte ſie mit ängſtlichen, ehrfurchtsvollen Bewegungen auf den ſchwarzverhüllten Tiſch, und trat ſodann, die Hände kreuzweiſe auf die

Bruſt gelegt, aus ihren Kreiſen heraus; drey Mahl beugte ſie ſich jetzt, winkte den beyden bebenden Mädchen, und auch dieſe beugten ſich drey Mahl, wie die Alte.

Plötzlich loderte die Flamme in der Lampe heller empor; die Kryſtallkugel ſchien in Feuer zu ſtehen, und bald lieſſen ſich ſeltſame Bilder auf ihrer Oberfläche erblicken.

Ein wogendes Meer ſtellte ſich Anfangs den Augen der Schauenden dar. Bald ſchwamm ein Schiff in vollem Laufe daher; ein reiſsender Sturm begann; die Wellen thürmten ſich fürchterlich; das Schiff ſchwankte hin und her; ein dumpfes Klaggeſchrey lieſs ſich vernehmen; der Sturm wurde ſtärker und ſtärker; der Horizont verfinſterte ſich; die Wellen ſtiegen höher und höher; das Schiff ſank tiefer und tiefer; das Geſchrey wurde kläglicher und kläglicher; immer

näher und näher dem Himmel zu ſtiegen die Wellen; ſchon ſchlugen ſie über das Schiff hinweg; unſichtbarer und unſichtbarer wurde es dem Auge: gräſslicher und gräſslicher wurde das Jammergeſchrey; endlich ein dumpfer Knall, und das Schiff war verſchwunden.

Sogleich hörte der Sturm auf zu brauſen; das wilde Ungeſtüm der Wellen legte ſich; bald glich das ganze Meer wieder einer ſpiegelhellen Fläche. Rein und heiter war wieder der Horizont; aber noch grauſer wurde nunmehr der Anblick; denn jetzt, da die Finſterniſs wich, jetzt ſah man eine Menge Unglückliche, zum Theile ſchon Leichname, zum Theile noch kämpfend in Todesangſt mit den Fluthen.

Einer der letzteren ſchwamm dicht bis an den Rand des Spiegels. Matt richtete er ſein Haupt empor, blickte, wie um Rettung flehend, nach Irmgard; und Irmgard fuhr zurück; denn der in Todes-

noth Schmachtende war Albert; war der Verlobte, den ſie betrauerte. Schwach ſtreckte er jetzt noch ſeinen Arm empor. Nun ſank er hinab, und Irmgards Beſinnung war verloren.

Als das gute Mädchen wieder zu ſich ſelbſt kam, befand ſie ſich noch in Clärchens Gemache. Vor dem Bette lag weinend auf den Knien die gute Clara; zu ihrem Haupte ſtand Bruder Franz, ſchluchzend vor Wehmuth, und auſſer ſich über den Zuſtand ſeiner Verlobten.

Aber das Schrecken hatte nicht die gefährlichen Folgen, die man befürchtete. Irmgard erhohlte ſich wieder, und vermochte am anderen Morgen, auf den Arm ihrer Freundinn geſtützt, in das Haus ihres Vaters zu ſchleichen; man verſchwieg dieſem, was geſchehen war, und lieſs ihn bey ſeinen Gedanken, Irmgard habe einen Morgenſpaziergang gemacht, und ſey von einer plötzlichen Übelkeit be-

fallen worden. Schwäche und Krankheit wichen ſchnell aus Irmgards Körper; aber in ihrer Seele, da weilte jetzt düſterer Gram, da weilten Angſt und Jammer ſtärker und ſchrecklicher, als vorher. Doch Clarens troſtreicher Zuſpruch, Bruder Franzens Gefälligkeit, väterliche Sorgfalt, alles dieſs minderte endlich wieder das Schreckgefühl der Erinnerung jener nächtlichen Scene.

Hin iſt hin! ſo ſchallte es von allen Seiten. Hin iſt hin! ſo ſprach auch endlich Irmgard, und der Trauungstag wurde zum zweyten Mahle beſtimmt.

Alles ſchmückte ſich; alles eilte an dieſem feſtlichen Tage herbey. Zitternd und mit Thränen legte Irmgard das Brautgewand an. Ach, ſie ſollte ja die Stütze, der Troſt ihres Vaters ſeyn! Ach, ſie war ja in Gefahr, ihre traute Freundinn Clara zu verlieren! denn Bruder Franz liebte Irmgard ſo herzlich, daſs er ſterben, oder

sie zum Weibe haben wollte. Wie konnte das gutherzige Mädchen allen diesen Vorstellungen widerstehen? Und warum sollte sie ihnen widerstehen, da ihre einzige Hoffnung, da die Möglichkeit des Lebens, ihres ersten Bräutigams vernichtet war?

Die Glocken schallten vom Kirchthurme herab; man rief: Zum Altare! alles verliefs die Sitze; der entzückte Bräutigam griff nach der Hand der bebenden Braut. Plötzlich erhob sich von aufsen Geräusch; man polterte an der Thür. Es war, als wollte man jemand den Eingang verwehren; aber die Thür flog auf, und eine furchtbare Gestalt schwankte herein.

„Die Zauberinn! — die Zauberinn!" rief alles, was in der Stube weilte, und drängte sich ängstlich in einem Winkel zusammen. Irmgard, wie aus einem Traume erwachend, schlug ihre Augen auf, und erblickte die schreckliche Alte, die ihr den Tod ihres Alberts im Bilde zeigte.

Todesstille herrschte durch das ganze Gemach; alles lauschte mit heimlichen Schauer, was da werden sollte. Die Zauberinn näherte sich endlich dem Brautpaare, riss Franzen von der Seite der Braut, und rief mit gräfslicher Stimme: „Hinweg mit dir, Betrieger!" — Bebend sank der geschmückte Bräutigam an der nächsten Mauer nieder, verbarg mit beyden Händen sein Gesicht, und schien sein Todesurtheil zu erwarten. Noch liefs sich kein lebendiger Athem in der Versammlung vernehmen. Die Zauberinn nahm wieder das Wort.

„Ihr kennt mich!" hob sie an; „Ihr wisset, wie oft ich von euch um Rath gefragt wurde, und wie oft ich euch täuschte; denn merket auf! — meine Kunst war Betrug; jeder Reisende bringt aus der Fremde etwas für seine Freunde mit: ich wollte euch Aufklärung mit bringen; wollte zugleich in dieser Kleidung

Kundſchaft von einer Sache einziehen, die ich auf keine andre Weiſe, als durch Liſt, zu ergründen vermochte. Beydes gelang; doch ich ging zu weit; Schwäche iſt des Menſchen Erbtheil; Schwäche des Anderen zu nutzen, macht den Menſchen zum Teufel. Vergeben und vergeſſen ſey alles! — Irmgard; empfange deinen Bräutigam!" —

Plötzlich ſank die ſchwarze Hülle herab; eine Larve fiel von dem Geſicht, und es ſtand da ein Jüngling blühend und ſchön.

„Mein Albert — mein Albert!" —

„Meine Irmgard — meine Irmgard!"

Alles drängte ſich jetzt herbey; alles rief: „Willkommen! willkommen!" Lautes Freudengetümmel folgte auf die ſchaurige Todesſtille; aber Albert und Irmgard ſahen und hörten nicht; ſie hielten ſich umarmt ſo ſtandhaft und feſt, als ſollte ſie nun der Tod ſelber nicht trennen. Clara und Franz ſchlichen auſſer ſich von dannen.

Die

Einsiedlerinn.

Ach, sie finden sich nicht, die für einander doch,
und zur Liebe geschaffen sind!

Klopstock.

Wunderbar verschlungen, kreuzen sich die Pfade der Lebenspilger. Oft schleichen sie neben einander eben dahin, um am mühseligen Ziele sich auf immer zu trennen. Oft gleiten sie nur an einander vorüber; die Pilger reichen sich friedlich die Hände, und scheiden auf ewig. Selig, der seinen Pfad vereint pilgern kann, mit denen, die seine Seele lieb hat. Schützen wird ihn die friedliche Palme vor der Mittagsgluth, und der Stab seines Vertrauens wird ihn treulich gelei-

ten, bis der ſtille Erdhügel ob ſeinen Gebeinen grünt.

Ach, dieſes weiſe Loos fiel nicht dem unglücklichen Simeon von Eubäa: die Jungfrau, die er liebte, wie die Thräne den Mond liebt, Theotista ward nie die Seine. Einſam wand ſich jedes durch die Dornengehege ſeines öden Pfades, bis ſie am Ziele ſich fanden. In Wonne flogen ihre Arme zum ewigen Umfaſſen empor; aber der Grabeshügel thürmte ſich auf zwiſchen ihnen, und die Cypreſſe wand ſich traurig in ihren Brautkranz.

Ach, ihr Liebende! vergebens ſchifftet
ihr in eurer Wünſche ſtille Bucht!
ach, des Todes Schlangenhauch vergiftet
eurer Liebe ſpät gereifte Frucht! —
Ach, vergebens flieht die Braut durch
Ströme.
ſchwingt ſich über Felsgebirg und Kluft:

mit dem ſchönen Myrtendiademe
kränzt ſie ihres Jünglings Raſengruft!
Ach, umſonſt mit ſeinem Miſsgeſchicke
ringt der Jünglingsliebe Allgewalt;
auf der Gruft begegnet ſeinem Blicke
ſeiner Trauten geiſtige Geſtalt!

Theotista war von Lesbos gebürtig. Schon ihre Wiege beſchatteten die Bahren ihrer Ältern; die ehrwürdigen Kloſterfrauen nahmen die Waiſe auf; liebenswürdig ward ihr der Schleyer, durch die Wohlthaten, die ſie unter ſeinem Schutze genoſſen hatte; wünſchenswerth ein Stand, in deſſen mildem Schein ſich die Dürftigkeit ſonnte. Mit Inbrunſt küſste ſie die Kerze, die ſie bald zum Altar leiten ſollte, ihrem himmliſchen Bräutigam entgegen; mit Sorgfalt pflegte ſie der Myrte, die ſie am erſehnten Tage bekränzen ſollte; aber zwiſchen ihr Herz und ihren Gott trat ein Bild, ſchön,

wie ſich ihre Fantaſie die Engel des Paradieſes träumte — das Bild eines Jünglings.

Schweigend und glühend ſtand er da; ſchweigend und glühend bebte ſie zurück; eine zitternde Hand ergriff die ihrige, eine heiſse Thräne thaute darauf; eine liebliche Stimme ſeufzte: „Holdes Mädchen, wer biſt du?" —

Sie floh; aber das Bild ſtand vor ihr in ſeiner Schönheit; die Thräne brannte auf ihrer Hand, und die liebliche Stimme ſeufzte: „Holdes Mädchen, wer biſt du?" —

Ihre Geſänge ſchwiegen, ihre Myrte verwelkte. Immer näher kam der feyerliche Tag des Gelübdes; ſie ſah ihren Jüngling nicht wieder. Ein graues Mönchlein ſchlich allenthalben hinter ihr her, ſtand allenthalben hinter ihr; oft ſchien es reden zu wollen; oft winkte es bedeutend mit der Hand, ging aber ſchwei-

gend fort, und ſang ſich in der Ferne ein Liedlein, von deſſen Inhalt Theotista nichts vernehmen konnte, auſser der Endigung jeder Strophe:

Auf der Hoffnung grünem Reis
blüht der Liebe rothe Blume!

Gekommen war der feyerliche Tag des Gelübdes; die Sonne ging auf, die ſich in der Freudenthräne erfüllter Wünſche ſpiegeln, und ſie begrüſsen ſollte, als die heilige Braut ihres Gottes. Ach! ſie ſpiegelte ſich in der Jammerthräne getäuſchter Hoffnung.

Theotista hatte den Jüngling ihrer Liebe nicht wieder geſehen; verſchwunden war auch ſeit drey Tagen das graue Mönchlein. Sie ahndete nicht, daſs unter des Mönchleins bergender Capuze ihres Jünglings Falkenauge flammte; daſs unter dem falben Haare goldne Locken ſich

rollten; dafs in die wankende Geftalt ein Erzengelwuchs fich zufammen krümmte. Unter der heiligen Hülle konnte die Liebe ihrem Gegenftande unbemerkter nachfchleichen — nachfchleichen felbft bis ins Innere der klöfterlichen Claufur. Wie oft öffnete er die Lippen, fie anzufprechen, um der Minne füfsen Sold, und vermochte nur die Hand zu heben, als flehte er fie um den Sold der Barmherzigkeit; fchüchtern wich er dann zurück, und fang der Einfamkeit fein überftrömendes Lied:

Harre, Herz! mit Sturm und Fluth
geifselt dich des Schickfals Wuth;
und ein bleyern Dunkel ruht
auf der Freuden Heiligthume!
Hoffe! Ströme geifseln weifs;
Blumen keimen durch das Eis!—
Auf der Hoffnung grünem Reis
blüht der Liebe rothe Blume!

Hoffe, Herz! die Sonne glänzt,
welche deine Qual begrenzt,
wenn du von der Myrt' umkränzt,
theilſt die letzte karge Krume
mit der Trauten, deinem Preis,
ſelig, wie im Paradeis! —
Auf der Hoffnung grünem Reis
blüht der Liebe rothe Blume!

Fern noch wähnte er den Augenblick, der zwiſchen ſie und die Welt treten ſollte; in einer dumpfen Sorgloſigkeit wiegte ſich ſeine Fantaſie. Da trat er drey Tage vor dem entſcheidenden in das Gotteshaus. Überall ſah er geſchäftige Mönche, welche die Pfeiler mit köſtlichen Teppichen ausſchmückten, die Heiligenbilder mit ihrem Geſchmeide, und die Altäre mit Blumenkränzen behingen.

„Was ſoll das?" fragte er einen vorüberwatſchelnden Mönch, dem der Vor-

ſchmack des nahen Feſtes ſchon auf dem kupfernen Antlitz glänzte.

„Übermorgen nimmt die Jungfrau Theotista aus den Händen unſers heiligen Abtes, den ſchwarzen Schleyer!"

„Schon! ſchon!" brüllte Simeon, daſs die Bethenden von den Knien auffuhren, und ſtürzte zur Halle hinaus. Ohne Bewuſstſeyn floh er ſeinen ehemahls gewöhnlichen Weg nach Paros: nicht wie ſonſt, ſich auf der Jagd umher zu treiben — die ſanfte Liebe hatte dieſe wilde Luſt aus ſeinem Herzen getilgt! — ſeinen ſchmerzlichen Gefühlen überlaſſen, eine Einſiedlerhütte, oder ſein Grab zu finden.

Schon war es Nacht, als er aus ſeinem Nachen ans Ufer ſprang. Wild und verwachſen dämmerte das Eiland vor ſeinen umher rollenden Blicken; die Mondſichel glitt auf dem Meere hinan. Am Geſtade hin tanzte der Irrwiſch ſeinen trüglichen Tanz; die Meerſchwalbe ſeufz-

te ihr einſames Lied. Simeon ſtieſs ſeinen Nachen, den Winden ihn überlaſſend, in die Fluth zurück, und drang unbekümmert ob ſeinem künftigen Schickſale durch die dichten Geſträuche. Sein Schwert und ſein Jammer waren ſeine alleinigen Gefährten. Was ſoll der zu verlieren fürchten, der mit eigner Hand nach dem Spaten greift, ſich ſein Grab zu graben!

Dieſen unwirthbaren Theil des Eilandes hatte ſein Fuſs auf der Jagd noch nie betreten. Ehmahls ſtand dort ein Kloſter der unbefleckten Maria; ein Erdbeben zerſtörte es, und ſeit der Zeit hauſten böſe Geiſter in den Ruinen, die Schätze bewachend, deren ſie ſich bemächtigten. Der nächtlich verirrte Weidmann ſah die blauen Flammen empor ſprühen, und vermied ſorgfältig die unſichere Gegend.

Ein felſichter Werder hob ſich ſanft

empor, von Hagedorn und Genſter nur kärglich bewachſen; auf ſeinem Rücken lagen die berüchtigten Kloſtertrümmer. An ſeinem Fuſse ſtand jetzt der unglückliche Jüngling; ein unwillkürlicher Schauer ſchüttelte ihn zuſammen, als er die verfallnen Pfeiler empor ſtarren ſah, die ihm zuzurufen ſchienen: Verwegner, nicht weiter! aber dennoch bald erreicht war der Gipfel des Werders. — Nimm deine ganzen Schrecken zuſammen, Natur! du vermagſt der Liebe und der Verzweiflung nicht eine Spanne breit Weges abzugewinnen!

Simeon ſtand mitten in den ſchrecklichen Ruinen. Finſter thürmte ſich die gothiſche Pfeilermaſſe um ihn her. Aus den verſchütteten Blinden ſahen marmorne Heiligenbilder, wie Geſpenſter. Noch unbeſchädigt ſtand das groſse Tempelgewölbe, und beſchattete die ſchmuckloſen Altäre. Ermattet ſank Simeon auf einen

Leichenſtein nieder; der Strahl des Mondes leuchtete, wie der Schimmer der heiligen Ampel auf den Hochaltar und die verſchloſsne Gruft; ſchmerzlicher kehrte die Erinnerung in des Liebenden Herz zurück; ſchon war er wieder im Begriff, aufzuſpringen, durch Herumſchwärmen ſeine Sinne zu betäuben, als dicht neben ihm ein Pfeil von der Mauer klirrend zurück prallte. Kaum ſchnell genug vermochte er ſich aufzuraffen, als ſchon ein zweyter ſeinen linken Arm durchbohrte.

Grimmig ſah er umher; an einem nahen Pfeiler wankte ein dunkler Schatten; knirrſchend zog er ſein Schwert, und ſtürzte ſich darauf zu. Ein gewaltiger Schwertſchlag flog ihm pfeifend entgegen. Sie kämpften mächtig, wie der Engel des Lichts, mit dem Engel der Finſterniſs. Der Ruinenbewohner fiel; ein gräſslicher Fluch ſauste das Gewölbe hinab; der ganze Fuſsboden ſchien zu beben; praſſelnd

wankte der Stein, der die Gruft verſchloſs, und flog empor. Paar bey Paar fliegen ſchwarze Geſtalten mit blaulodernden Fackeln aus dem finſtern Behältniſſe, ein dunkler, drückender Dampf wirbelte umher. Entkräftet vom Blutverluſt, und der Anſtrengung des Kampfes ſank jetzt Simeon bewuſstlos nieder; als er ſich wieder fühlte, lag er gefeſſelt in einem engen Gewölbe; die ſchwarzen Geſtalten hingen in zerriſsnen Gruppen über einem blutigen Leichname. Bald vernahm er aus ihren Geſprächen, daſs ſie die Räuber waren, vor deren Rufe die Inſeln des ganzen Archipellagus erbebten, und daſs der Erſchlagne ihr Heldenmüthiger Anführer, Eduard der Schotte war.

„Gebt" ſo ſprachen ſie, „Eduards Leib den vier Steinen! gebt Eduards Andenken den Liedern unſrer Freude! Blut kann ſeinen weiſen Geiſt nicht verſöhnen:

sein Besieger soll leben! Unsre Gesetze bewilligen uns das Kostbarste jedes Gefangenen; das Übrige verbleibt sein heiligstes Eigenthum!" — Was kann dieser arme Jäger Kostbares besitzen, als seinen Heldenmuth. Brüder! sein Muth sey unser! mit seinen Heldenthaten soll er des Erschlagnen weisen Geist versöhnen!"

Wie die erste Frühlingssonne leuchtete ein Gedanke in Simeons Seele; seiner Wunde und Ketten vergessend, warf er sich vor den edlen Räubern auf die Knie. — „Männer!" sprach er, „mein Schwert und meine Dankbarkeit sollen euch dienstbar bleiben, so lange Arm und Herz sich noch zu regen vermögen! möchte meine Überraschung euerm Vertrauen in meine Aufrichtigkeit bürgen! Männer! wollt ihr mir folgen auf einen Zug, der seine Wagnis gewis mit Wucher belohnt?"

„Sage, Bruder! wohin?"

„Nach Lesbos — den feigen Pfaffenknechten ihren Überfluſs, den fetten Pfaffen eine Braut zu ſtehlen!. — Brüder! wollt ihr mir folgen?"

„Bruder! wir folgen dir. Pfaffenkraut macht fett; wir wollen es in unſere Gärten verpflanzen. Triumph! eine ſolche Freude iſt uns lange nicht geworden!" —

Gelöst wurden Simeons Ketten, verbunden wurde ſeine Armwunde; die Becher gingen überſchäumend umher.

Bald ſpühlte der Traubenlethe ſeine ganze finſtre Vergangenheit hinweg. Seine Brüder erzählten ihm, wie ſie ſo unter dem Pfaffenmantel des Aberglaubens, ruhig ihr Weſen trieben, wie ſie die eroberten Schätze in des Kloſters unterirdiſchen Gängen und Grüften, und ihr Schiff in einer unbekannten, von Fels und Hain umgebnen Bucht verwahrten.

„So kommen und ſcheiden wir, wie der Wind; jedermann vernimmt ſein Sau-

sen; niemand weiſs, woher, wohin er fährt!"

„Sollteſt du dich wundern, Bruder Simeon," ſo ſchloſſen ſie, „wundern ob unſern Frevel, dieſe geweihte Wohnung mit unſerm Raube zu entheiligen; ſo bedenke, daſs dieſer Steinkörper ſeine Seele noch unverändert erhielt. Ehe das Erdbeben uns dieſe Zuflucht baute, bewohnten ihn Mönche, die, wie männiglich bekannt, mehr plündern, als alle Räuber des Auf- und Niedergangs!" —

So war die Nacht vorüber geflogen, die Simeons ſchönem, langen Tage voran gehen ſollte. Der aufgehende Morgen röthete ſchon die wallenden Segel der rüſtigen Raubgeſellen; dennoch immer zu langſam flogen die Ruder; dennoch immer zu leiſe blies der Wind dem ungeduldigen Jünglinge; denn es war der Morgen, den Theotista das ewig bindende Gelübde ſprechen ſollte.

Bebend nahte sie sich dem Altare. In singenden Reihen standen die Nonnen und Mönche; die gaffende Menge staunte Theotista's blendenden Brautgeschmeide, Theotista's blendende Schönheit an. Von seinem goldnen Sitze erhob sich der Abt und fragte:

„Tochter! was ist dein Begehr?" —

Da schlich ein ängstliches Murmeln unter den Zuschauern umher; schüchtern drängten sie sich auf einem engen Haufen zusammen.

„Räuber! Räuber!" erhob sich endlich ihr allgemeiner Angstruf, dass der Altar erbebte. Blosse Schwerter blitzten das Heiligthum herauf; keine Hand streckte sich zur Gegenwehr. Die Mönche flüchteten sich zum Altare; die Nonnen flohen; Theotista lag in Ohnmacht. Unberührt liessen die Räuber den Tabernakel des Heiligsten und seine Priester; ein schöner Mann sprang unter ihnen hervor,

ergriff die ohnmächtige Braut, und ſtürzte mit ihr fort, von den andern begleitet. In der Gegend umher plünderten ſie alles aus. Der günſtigſte Wind trieb ihre Segel wieder davon; Thränen und Jammer flogen ihnen nach, und der Fluch der Kirche, der ſie ihre Braut geſtohlen hatten.

Ohne Widerſtand war Simeon mit ſeinen Gehülfen auf Lesbos gelandet; ohne Widerſtand ſtieſsen ſie wieder vom Ufer; aber kaum erblickten ſie ihre nächtliche Inſelwohnung in der Dämmerung des Horizontes, als ſie ſich von drey Lesbiſchen Flaggen verfolgt ſahen. Eiligſt beſchloſſen ſie, nur im Vorüberfliegen, ihre koſtbarſten Schätze von Paros zu retten, um es dann auf immer zu verlaſſen.

Simeon nahm an nichts Theil; er hätte den fürchterlichſten Orcan nicht gewahrt, ſo verloren waren ſeine Sinne in

seiner geretteten Geliebten; sie lag noch immer ohnmächtig, er auf den Knien neben ihr; jedes Zucken, jeden Athemzug auflauschend.

Nun waren sie auf Paros. Hastig stürzten die Räuber vom geankerten Schiffe nach ihren Schätzen und zurück gebliebenen Brüdern. Simeon trug seine Traute ans Land, sie mit Quellwasser ins Leben zurück zu rufen. — Liebendes Herz, fühle, was bey seinem Zurückeilen ihn zu Boden warf! — Theotista war fort! eine leichte Spur im Rasen verrieth ihre Flucht; rufend und jammernd folgte er ihr nach; sie verlor sich bald auf Felsenboden; unmöglich war in dem Geklüft und Gehäge die Entflohene aufzufinden. Seine Brüder stürzten ihm entgegen, hörten nicht auf sein Flehen um den Tod, oder um Theotista! und rissen ihn gewaltsam mit aufs Schiff. Schon hatten die Nachsetzenden sie erreicht. Kühn enterten die

Helden am voran geeilten lesbiſchen Fahrzeuge; eh' es die beyden andern zu unterſtützen vermochten, war es übermannt.

Das Gefecht war verzweifelnd. Simeon ſuchte den Tod, der aber durch die Haufen der Feinde vor ihm her floh. Wenig Brüder fielen in ihrem Ruhme. Ihre vorhin zuſammen gedrängte Mannſchaft hatte nun auf zwey Schiffen freyen Raum; trøtzig erwarteten ſie ihren Feind, der ohne einen Schwertſchlag feigherzig entfloh.

Triumphirend zogen die Sieger nach ihren heimiſchen Hütten im ſteinigten Arabien zurück. Lange weilte der unglückliche Simeon unter ihnen; aber all die Liebe, mit welcher ſie ſich um ihn her drängten, konnte ihn dennoch Minne und Vaterland nicht vergeſſen machen; dankbar drückte er ihnen die treuen Hände, und kehrte auf ſein ſtilles Eiland Euböa zurück. Verkleidet ſchlich er ſich in Les-

bos umher; vergeſſen war dort ſchon längſt ſeine kühne That, angefüllt das Seckel der Pfaffenknechte, ausgewetzt die Scharte ihrer Schwerter. Dreyſsig Jahre waren vorüber; der Nahme Theotista wohnte auf keiner Lippe mehr, — nur noch allein, im Herzen der Liebe.

Lange verſagte er ſich den ſüſsen Schmerz, das Grab ſeiner Geliebten auf Paros aufzuſuchen, oder ihre unbedeckten Gebeine zur Ruhe zu beſtatten. Endlich fuhr er allein, mit Harke und Grabſcheit verſehen, auf einem kleinen Nachen ſich über. Mit heiligem Schauer betrat er das Land, das ſeiner Holden Fuſstritte geheiligt hatte; willkommen war ihm die Qual, mit welcher die Gefühle der Vergangenheit ihn überfielen; denn ſo durfte er hoffen, bald bey ſeiner Theotista zu ruhen: Hier iſt der Raſen, wo ſie ohnmächtig ſchlummerte; hier der Baum, der ſeinen Schatten auf ſie nie-

derwehte; dorthin ſchlang ſich die Spur ihrer Flucht — Ach! ſie wuſste nicht, wen ſie floh, ahndete nicht, was für ein Herz dem ihrigen ſo nahe geſchlagen! — Dort floſſen ſeine Freudenthränen in die Quelle, dort ſtarben auf ewig alle ſeine ſchönen Hoffnungen! — Muthlos warf er ſich an der Quelle nieder; da fielen ihm einige friſcheingeweichte Feigenbohnen ins Auge. Höher ſchlug wieder ſein Herz, vielleicht einem andern Einſamleidenden nahe zu ſeyn; er vermuthete einen Einſiedler, mit dem er friedlich den kleinen Reſt ſeiner Tage enden könnte. Zuverſichtlich, ſeine Vermuthung erfüllt zu ſehen, ſuchte er die alte Kloſterkirche auf. Alles fand er von aufsen, wie es ſeine letzten Bewohner verlieſsen; aber bekränzt mit duftenden Blumengewinden war der Hochaltar; ein blutiges Gewand hing daran, beſtreut mit wilden Roſen war der Fuſsboden; eine

bleiche Geſtalt ſchwebte am Altar vorüber, und eine ſchwache Stimme rief ihm zu: „Entferne dich, Erdner! daſs ich nicht in Scham vergehe! ich bin ein Weib — unbedeckt iſt mein Körper, mein Herz iſt verſchloſſen!"

Zitternd fuhr Simeon zurück; vor Grauſen empörten ſich ſeine Haare; ſeine Zunge verſagte ſogar den Ausruf des Schreckens. Die Geſtalt hatte ſich hinter den Altar verborgen.

„Wirf mir deinen Mantel zu!" liſpelte die Stimme wieder; „dann will ich dir den Segen des Gottes verkünden, deſſen geringſte Magd ich bin!"

Voll ängſtlicher Erwartung lieſs Simeon ſeinen Mantel fallen, und entfernte ſich. Als er wieder kehrte, kam ihm die Geſtalt entgegen, bleich und hager wie ein Todtengerippe; ſparſame, graue Haare wehten um die hohlen Wangen, die Haut klebte faltigt und verſenkt an den Knochen.

„Sieh! mein Ausſehen predigt Vergänglichkeit! die Roſen der Liebe glühten ehmahls auf meinen Wangen: das Feuer der Treue flammte aus meinen Augen! — Erdner, ſieh mich nun! — ſieh! was Gram und Zeit vermögen, und bette dein Lager in eine Wüſte! Gott ſey dir gnädig! mein guter Segen iſt mit dir!"

Ahndend vermochte Simeon keinen Fuſs von der Stelle zu heben. „Theotista!" ſtammelte er leiſe, und empfing auf den Knien den Segen der heiligen Einſiedlerinn.

„Theotista? Heiliger Gott!" —

Mit gefalteten Händen bebte die weibliche Geſtalt zurück. „Wo wohnt dieſer Nahme noch, auſser dem Grabe des Einzigen?" —

„In meinem Herzen, Heilige! ſieh mich" — — —

„Böſewicht! willſt du mein Heiligſtes entweihen? meiner vermoderten Liebe

ſchönen Nahmen ſtehlen? — Simeon iſt todt! Siehſt du dort am Altar das blutige Gewand? — mein Simeon trug es, als ich ihn todt aus den Wellen zog, von den Räubern erſchlagen, die mich meinem Gotte entführten; um mich flog er in den Kampf; für mich iſt er gefallen!" —

„Nun ſo vernimm, Getäuſchte! — Ich war der Anführer jener Räuber. Meine Liebe zwang mir das Schwert in die Hand; ſie gab mir den Sieg — dich zu verlieren. Eh' ich nach Lesbos ſchiffte, tauſchte ich mein Gewand, mich unkenntlich zu machen, mit einem der zurückbleibenden Räuber; dieſer blieb im Kampf gegen deine Landsleute; eine verſtellende Wunde im Geſicht lieſs dich ihn ſtatt meiner beweinen. Theotista! wir ſollten uns nimmer finden! jetzt wird dich und mich ein Grab vereinigen!" —

„Alſo du — du — mein Simeon!" —

schrie die Einsiedlerinn zusammensinkend; Simeon schlang seine Arme um sie — sie war nicht mehr. —

Ein heller Glanz erfüllte die Kirche, und ein lieblicher Rosenduft, der zu sagen schien: Auch jenseit wohnet die Liebe!

An der Quelle grub er ihr Grab; nebenbey das seinige. Lange blieb es nicht leer; einige Jäger fanden ihn entseelt an der Quelle, und legten ihn schlafen. Wunder entblühten wie Blumen der heiligen Stätte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kaffka, Johann Christoph, 1754-1815 / Sambach, Christian [Kupferstecher] [Illustrator] / Kohl, Clemens, 1754-1807 [Kupferstecher] [Illustrator]

Ruinen Der Vorzeit

Bd.: 2

Breslau ; Leipzig (1793)

P.o.germ. 1188-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117483-2
VD18 80017037